

# saiten sprung

ZEITSCHRIFT DES  
STUDIENGANGES MEDIEN UND MUSIK

## STILLE

**„WIE EIN SCHWARZES LOCH“**

*STILLE IM GEFÄNGNIS IST KOSTBAR UND BEDRÜCKEND*

**„MANCHMAL HAT MAN GLÜCK“**

*GEEIGNETE ÜBERÄUME SIND NICHT LEICHT ZU FINDEN*

**HEKTISCHE STILLE**

*HINTER DEN KULISSEN DES MÄDCHENCHORES*

Institut für Journalistik und  
Kommunikationsforschung

AUSGABE 15  
SOMMER 2017

ZUM MITNEHMEN

<http://saitensprung-online.eu/>



Gründung & Entrepreneurship

## ERFOLGREICH SELBSTSTÄNDIG VON ANFANG AN

Jetzt informieren unter: [www.hannoverimpuls-gruendung.de](http://www.hannoverimpuls-gruendung.de)

- Volle Orientierung bei Gründungsfragen
- Zielgenaue Planung für Ihre Geschäftsidee
- Kontinuierliche Beratung in der unternehmerischen Praxis
- Startup-Events, Sprechtag, Networking und Workshops

## EDITORIAL

Tagtäglich nimmt der Mensch eine Vielzahl an Geräuschen wahr – sowohl unbewusst als auch bewusst. Manchmal sind es nur leise Geräusche, die im Getümmel einer Großstadt unterzugehen scheinen. Oft sind diese Geräusche aber auch von einer unerträglichen Lautstärke, wie etwa der Lärm auf einer stark befahrenen Straße oder das laute Gemurmel einer Menschenmenge. In solchen Situationen wünschen wir uns nichts als Stille.

Stille gehört genauso zum Geräusch wie Lärm. Diese Begriffe stehen in einer engen Beziehung. Wie eng diese Beziehung ist, zeigt auch ein Blick in den Duden.

Fragt man ihn nach dem Wort „Stille“, so spuckt er einem gleich mehrere Definitionen aus. Stille ist beispielsweise ein „durch kein lärmendes, unangenehmes Geräusch gestörter Zustand“. Diese Erklärung erscheint zwar logisch und nachvollziehbar, erfasst jedoch nicht den Facettenreichtum von Stille. Sie kann nämlich weitaus mehr sein.

Was hören wir also in der Stille? Hören wir alle das Gleiche? Bei der Suche nach Antworten auf diese Fragen sind uns diverse Aspekte der Stille in den Sinn gekommen: Was spüren und erleben wir in musikalischen Pausen? Welche Rolle spielen Stille und Musik im Gefängnis? Wie nehmen Gehörlose Musik wahr? Und woher kommt eigentlich die Stille-Etikette im klassischen Konzert?

Wir, die Studierenden des Masterstudiengangs Medien und Musik am Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung in Hannover, haben uns das Ziel gesetzt, die Stille in ihren Facetten einzufangen und in dieser „Saitensprung“-Ausgabe festzuhalten.

Lara Sagen

### IMPRESSUM

**Herausgeber:** Studiengang Medien und Musik • Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung Hannover

**Redaktion:** Christoph Kastrop, Roland Kolb, Sara Kuhlitz, Jana Rebellato, Lara Sagen, Bruno Schubert, Clara-Liliane Strutz, Elisa Tarabichi, Zsófia Timár, Sarah Wahnelt

**Layout:** Katharina Bock

**Kontakt:** gunter.reus@hmtm-hannover.de

**Vi.S.d.P.:** Prof. Dr. Gunter Reus, Prof. Dr. Ruth Müller-Lindenberg

**Herstellung:** Layout - Satz & Druck e.k. Lister Damm 5-7, 30163 Hannover

## INHALT

### BOULEVARD

10 Fragen an Sharon Kam/Hannover-Tipps .....	4
Das Saitensprung-Rätsel/taktlos/Unerhört .....	5
Plattenkritik .....	6

### EINE FLUCHT HAT VIELE GESICHTER

PREMIERE OPER .....	8
EINFACH LEBEN .....	9
<i>Yousef Ibrahim erzählt über seine Leidenschaft: den Tambur</i>	

### SCHWERPUNKT STILLE

HEKTISCHE STILLE .....	10
„STILLE FOLTER“ .....	14
<i>Musik kann nicht nur heilen und trösten</i>	
CRESCENDO .....	16
„WIE EIN SCHWARZES LOCH“ .....	17
<i>Über Stille im Gefängnis</i>	
THE SOUND OF THE SIDEWALK .....	20
<i>Straßenmusik in der „City of Music“ Hannover</i>	
7 UHR: DUSCHEN UND MUSIK VOM TABLET .....	22
<i>Finden wir Stille in unserem Alltag?</i>	
„MUSIK NUR, WENN SIE LAUT IST“ .....	23
VERSTAUBTER REGELKATALOG .....	25
DAS SAITENSPRUNG-FOTO .....	26
EINMAL STUMM BITTE! .....	28
<i>Wie lassen uns Musik und Soundeffekte in Horrorfilmen erschauern?</i>	
ZWISCHEN DEN OHREN DES ZUHÖRERS .....	30
<i>Warum die Arbeit eines Akustikers viel mehr ist als eine physikalische Berechnung</i>	
„MANCHMAL HAT MAN GLÜCK“ .....	32
<i>Geeignete Überäume zu finden ist für Musikstudierende gar nicht so leicht</i>	
VON DER STILLE ZUR NEUGEBURT .....	35
<i>Ein Besuch beim Geigenbaumeister</i>	
DIE STILLE ZWISCHEN DEN TÖNEN .....	38
PLÖTZLICH STILLE .....	40
<i>The Voice of Germany-Siegerin Charley Ann Schmutzler über die Stille nach dem Erfolg</i>	
FRAU STILLE – DAS SAITENSPRUNG-FEUILLETON .....	42
NICHT SO LAUT BITTE .....	45
<i>Von akustischer Umweltverschmutzung, Lärm und sonstigem Krach</i>	
RUHE IM KIRCHLICHEN RAUM .....	48
<i>Wie still ist es in der Kirche wirklich?</i>	

# 10 FRAGEN AN ...

## SHARON KAM



**Sie ist Klarinetistin, Weltstar und dreifache Mutter: Sharon Kam. Das israelische Ausnahmetalent trat bereits im Alter von 16 Jahren erstmals solistisch in der Carnegie Hall auf, wurde wenig später Vollstipendiatin der Juilliard School und gewann zahlreiche Wettbewerbe und Auszeichnungen, darunter zweimal den Echo Klassik als „Instrumentalistin des Jahres“. Heute hat sie ihren Hauptwohnsitz in Hannover.**

### *Ich liebe Musik, weil ...*

... sie die Welt besser macht. Sie öffnet Herzen und gibt Menschen Emotionen, die sie im normalen Alltag nicht haben. Man könnte sagen, gute Musik holt das Gute im Menschen heraus.

### *Hannover ist für mich City of Music, weil ...*

... es hier so viele Chöre gibt und weil hier die erste Schallplatte gepresst wurde. Hier gibt es unglaubliche Möglichkeiten, sich musikalisch von „Klein“ bis Hochschullehrer ausbilden zu lassen, und das finde ich viel wichtiger als z.B. die Anzahl an professionellen Orchestern.

### *Was war der erste Tonträger, den du gekauft hast?*

Da ich in einem Haus voller Klassik aufgewachsen bin, war es vermutlich etwas Popmusikalisches. Vielleicht Elton John oder Sting.

### *Wer sind deine musikalischen Vorbilder?*

Ich bin nicht so wirklich der Vorbild-Mensch. Ich habe das Glück, mit vielen tollen Menschen zusammenarbeiten zu dürfen, unter denen auch viele waren, die mir große und wichtige Türen geöffnet haben. Leute, zu denen ich aufblicke, sind aber auf jeden Fall Leonard Bernstein, weil er ein absolutes

Multitalent war, und Vladimir Horowitz, da ich die Art und Weise sehr mag, wie er Klavier spielt. Auch Itzhak Perlman bewundere ich, weil er einfach die Freude am Musizieren verkörpert und über seine körperliche Begrenzung hinauslebt.

### *Wann warst du das letzte Mal selbst Konzertbesucher?*

Letzten Sonntag beim Neujahrskonzert des Mädchenchores in der Oper. Ansonsten höre ich mir sehr gerne zweite Konzerthälften an, wenn ich mit meinem Part fertig bin.

### *Vinyl, CD, Kasette oder MP3?*

MP3, weil ich viel unterwegs höre. Zwar haben wir zuhause über tausend CDs und LPs und kaufen auch weiter fleißig, aber viele davon digitalisiere ich, um sie mitnehmen zu können. Es ist manchmal toll, eine CD in der Hand zu haben, aber die Zeiten, in denen ich zuhause sitze und Musik höre, sind einfach vorbei.

### *Was ist für dich der größte Hit aller Zeiten?*

Das ist schwer zu sagen. Irgendeine Opernarie von Puccini oder Verdi, wo jeder mitsummen kann. Vielleicht so etwas wie „La donna è mobile“.

### *Was sollte man beim Touren immer dabei haben?*

Noise-Cancelling-Kopfhörer! Das ist so wichtig, wenn man viel reist. Man kann damit abschalten und der Hektik am Flughafen oder wo auch immer entfliehen und einfach mal seine Ruhe haben.

### *Mit wem würdest du in Zukunft gerne mal zusammenarbeiten?*

Mit Daniel Barenboim, der ein toller Pianist und Dirigent ist. Er ist ein großer Fan der deutschen Klari-

nette, und ich würde ihm gern zeigen, dass die Qualität eines Musikers nichts mit dem deutschen oder französischen Griffsystem zu tun hat, sondern mit dem einzelnen Künstler und seiner Art, zu spielen.

### *Und zu guter Letzt: Was war das schrägste Erlebnis deiner Karriere?*

Das war auf jeden Fall mein Konzert bei den Salzburger Festspielen 2003. Es war so ein großes Ziel von mir, einmal dort zu spielen, und ich habe mir so viel davon erhofft, als es endlich so weit war. Ich habe dort Mozarts Klarinettenkonzert in A-Dur gespielt, und der erste Satz lief auch super. Im Kopf habe ich mir schon ausgemalt, wie wohl das mediale Feedback dazu aussehen würde und was das für meine Karriere bedeuten könnte. Aber am Ende des ersten Satzes hörte ich plötzlich ein lautes Piepen aus dem Publikum. Es wurde ziemlich unruhig im Saal, und irgendwann kam heraus, dass das wohl ein Hörgerät war. Das Problem war nur, dass aufgrund der Akustik des Raumes niemand das Piepen lokalisieren konnte, weil der Ton von überall reflektiert wurde und die Person, bei der das Gerät im Ohr piepte, es anscheinend nicht gemerkt hat. Wir konnten also nicht herausfinden, welche Person im Publikum so laut piept, und haben uns dazu entschlossen, einfach weiterzuspielen. Leider passte der Piepton so gar nicht zum D-Dur des zweiten Satzes. Aber aus so etwas lernt man. Jetzt weiß ich, dass das perfekte Konzert nicht nur vom Renommee der Bühne, sondern von so vielen Faktoren abhängig ist. Jetzt weiß ich es zu schätzen, ab und an auch mal in kleineren Sälen zu spielen, wenn dafür die älteren Leute Tränen in den Augen anstatt ein Piepen im Ohr haben.

Aufgezeichnet von Sara Kuhlgatz

## HANNOVER-TIPPS RÄUME DER STILLE – QUELLE DER KRAFT

Ist es Ihnen zu laut? Zu stressig? Einfach zu viel? Sie haben Angst, trauern oder finden keine innere Ruhe? Dann hat Hannover etwas ganz Besonderes für Sie! Und zwar bundesweit einzigartig!

Stille wird oft in Verbindung gebracht mit Ruhe, mit Zu-sich-Kommen und Entspannung, ja sogar mit Heilung. Manchmal aber auch mit Tod und Abschied. Für all das bieten die „Räume der Stille“ im Zentrum der Gesamtanlage in der Abteilung 45 des Stadtfriedhofs Ricklingen Platz. Dort ist ein „grüner Andachtsraum“, umgeben von weiteren fünf „stillen

Räumen“. Zusammen bilden sie einen Rundweg, der die fünf Phasen eines Abschiedsprozesses thematisch darstellt.

Mit Abschied ist Trauer verbunden, meist die Trauer um einen geliebten Menschen. Doch Trauer und Abschied von etwas Liebgewordenem sind allgegenwärtig im Leben. Jeder Mensch muss sich von klein auf damit auseinandersetzen. Im Laufe unseres Lebens werden wir erfahrener; gelegentlich gewinnen wir aber auch den Eindruck, dass uns mit zunehmendem Alter jeder Abschied immer mehr

abverlangt. Die „Räume der Stille“ können dabei helfen, mit den verschiedenen Phasen von Abschied vertraut zu werden, sich darin wiederzufinden und vielleicht sogar heilsame Impulse zu erfahren, loszulassen und eine neue Lebensphase anzunehmen. In den „Räumen“ können Trauerfeiern und Gedenkveranstaltungen im Freien abgehalten werden. Selbst zu Lesungen oder kleinen Konzerten kann der „Grüne Andachtsraum“ genutzt werden.

Roland Kolb

## SAITENSPRUNG-RÄTSEL

Finden Sie die neun Begriffe, die sich hinter diesen Emojis verstecken.

1 *Song:*



2 *Film:*



3 *Gesichtscreme:*



4 *Sportmarke:*



5 *Lieferdienst-Kette:*



6 *Aktivität:*



7 *Person:*



8 *Getränk:*



9 *TV-Casting-Show:*



Wenn Sie die neun Begriffe erraten haben, schicken Sie uns einfach eine E-Mail ([gunter.reus@hmtm-hannover.de](mailto:gunter.reus@hmtm-hannover.de)).

Unter allen richtigen Einsendungen verlosen wir zwei Eintrittskarten für das MASALA Weltbeat-Festival vom 19. bis zum 21. Mai 2017 im Pavillon Hannover.

# taktlos

## AUFGEDREHT

In den letzten Jahren habe ich immer und immer wieder festgestellt: Wer Bahn fährt, muss wirklich starke Nerven haben. Neulich auf dem Heimweg bot sich mir wieder folgendes Szenario:

Nach einem langen und anstrengenden Tag sitze ich, wie so oft, in der vollgestopften, überhitzten und viel zu stickigen Straßenbahn. Die Frau hinter mir lässt alle Fahrgäste an ihrem Telefonat teilhaben, eine Tür weiter plärrt ein Kleinkind im Kinderwagen, und schräg gegenüber wummert der Bass aus den Kopfhörern eines Jugendlichen. Gangster-Rap à la Bushido mit dominantem Beat und grimmigen Texten. Wie in Trance starrt der Halbstarke auf sein Smartphone, nickt teilnahmslos im Takt und bemerkt die durchdringenden Blicke der Fahrgäste nicht.

Während mein Adrenalinpiegel langsam aber stetig ansteigt und ich bemüht daran arbeite, meine aufkommenden Aggressionen zu besänftigen, versuche ich freundlich zu wirken und meine Mimik unter Kontrolle zu behalten. Mit mäßigem Erfolg. Die Kiefermuskulatur verkrampft sich und die Nasenflügel blähen sich langsam auf.

Ich wünsche mir Stille. Nichts als Stille. Dem Lärm zu entfliehen und ein Abteil nur für mich zu haben, einfach Stille.

Irgendwann hat der Geräuschpegel meine persönliche Toleranzschwelle deutlich überschritten. Wie gelegen käme mir jetzt ein Knopf, mit dem man die Welt einfach stumm schalten und sie wie einen Stummfilm anschauen kann. Oder eine schalldichte Luftblase, aus der man seine Außenwelt zwar wahrnimmt, an der die ohrenbetäubende Geräuschkulisse aber einfach abprallt. Schön wär's.

Beherrscht suche ich also in meiner Tasche nach meinem MP3-Player, stecke mir die Stöpsel der Kopfhörer in die Ohren und drehe meinen Lieblingssong laut auf, um den Rest der Bahnfahrt wenigstens halbwegs erträglich zu gestalten.

Lara Sagen

## UNERHÖRT DEUTSCHER ANTILÄRM-VEREIN

„Niemals hat sich der Mensch mit mehr Gelärm, unter schrecklicherem Geruch über die Erde bewegt.“ Man könnte meinen, diese Aussage stamme aus einem Ökomagazin. Der Satz geht jedoch auf den gebürtigen Hannoveraner Theodor Lessing zurück und erschien 1908 in seiner Abhandlung „Der Lärm. Eine Kampfschrift gegen die Geräusche unseres Lebens“.

Am Anfang des 20. Jahrhunderts hatte sich das städtische Leben durch die technische Entwicklung so stark und rasant verändert, dass es für viele bald unerträglich wurde. Nachdem sich Menschen in den USA und in England bereits in Vereinen zusammengeschlossen hatten, um Maßnahmen für

einen stilleren Straßenverkehr zu treffen, gründete Lessing 1908 in Hannover den „Deutschen Antilärm-Verein“. Er trat neben aufklärenden Essays über die Gefahren des Lärms auch mit konkreten Ideen hervor, wie der „Einführung eines besseren, geräuschlosen Beton- oder Asphaltpflasters“, „exakteren Verfügungen über die erlaubte Spurweite“ oder Vorschlägen zum „Hufbeschlagn der Pferde“. Lessing betrachtete die Geräusche der Städte als „Nervengift“. Seiner Initiative ablehnend gegenüber standen allerdings Menschen, für die das gleiche Phänomen die „Melodie“ des modernen Lebens bedeutete. Deshalb konnten sich Lessing und seine Kollegen weder in der Öffentlichkeit noch bei den

staatlichen Behörden durchsetzen. Statt der erhofften 6000 Mitglieder waren in zwei Jahren kaum mehr als 1000 Engagierte der Gesellschaft beigetreten. Im April 1911 stellte Lessing fest: „Unsere Sache kam noch zu früh, wird sich aber immer wieder melden und wird siegen“ – und schloss das Büro des Antilärm-Vereins in Hannover.

Auch wenn die Initiative kurzlebig war, zog sie einige praktische Ergebnisse nach sich. Dank ihrer Arbeit begannen zum Beispiel Experimente zur Schalldämmung an der Technischen Hochschule Hannover.

Zsófia Timár

# PLATTENKRITIK

Diese Seiten sind Hannovers lebendiger und vielseitiger Musikszene gewidmet. In jeder Ausgabe stellen wir aktuelle und spannende Veröffentlichungen von Bands und Künstlern vor allem aus der Region vor. Stilistische Grenzen setzen wir uns dabei nicht – ob Rock, Hip-Hop oder Klassik. Unser Credo lautet: Ehrlich loben und konstruktiv kritisieren.



## MACIEK

Maciek  
Magic Mile Music

Sonniger Singer-Songwriter-Pop, der zum Träumen und Tanzen anregt – so klingt die Musik von Maciek, einem jungen hannoverschen Musiker, der im September letzten Jahres bei dem Label Magic Mile Music sein erstes Album veröffentlicht hat und als Hannovers neuer Stern am Pop-Himmel bezeichnet wird.

Mal ruhig und nachdenklich, mal selbstbewusst nach vorne treibend – Langeweile kommt bei den zwölf Songs des Albums nicht auf. Der Musik von Maciek sind eindeutige Einflüsse aus Folk, Soul, Funk, Blues und Reggae zu entnehmen. Seine Stimme klingt nach einer Mischung aus Joshua Radin und Jamie Cullum. Sein Stil ruft namhafte Künstler wie Jack Johnson, James Morrison oder Jason Mraz ins Gedächtnis. Bei „I Want to Go“ – Titel 9 des Albums – fühlt man sich bei genauem Hinhören an die jungen Coldplay und Songs wie „Don't Panic“ von deren Debut-Album „Parachutes“ erinnert.

Maciek – ein aufstrebender, junger Musiker, von dem man in Zukunft hoffentlich noch viel hören darf. Mit einem Album, das jedem Fan von Singer-Songwriter-Pop und den genannten Künstlern wärmstens zu empfehlen ist. Anspieltipps: „Stormy Weather“, „Dreams Begin to Fly“, „I Want to Go“.

Mehr davon:  
[www.maciek-music.com](http://www.maciek-music.com)  
Christoph Kastrop



## ABSTÜRZENDE BRIEFTAUBEN

Frauke halt's Maul  
Weserlabel

„Du willst alle Grenzen schließen – Frauke, halt's Maul! Und die Flüchtlinge abschieben – Frauke, halt's Maul!“... Man muss nicht lange rätseln, um dahinterzukommen, gegen wen sich dieses Lied wohl richten mag. Und auch der Titel „Frauke halt's Maul“ erschließt sich dem aufmerksamen Zuhörer schnell aus dem Text. Das Schlagzeug wechselt bei jedem Viertel zwischen Bassdrum und Snare, Gitarren und Bass betonen unisono das im

Chor gebrüllte „Frauke halt's Maul“ – viel mehr klassischer Punk geht nicht. In einer Minute und elf Sekunden brüllen die Abstürzenden Brieftauben ihre Meinung über die Tongeberin der AfD und neue Stimme der scheinbar Alleingelassenen und Abgehängten. Sympathiebekundungen sehen anders aus. Aber Sympathiebekundungen waren auch noch nie ein Ziel der hannoverschen Punkband, die sich 1993 im links-alternativen Jugendzentrum Kornstraße gründete. Mit ihrem Album „Im Zeichen des Blöden“ eroberte die Band nach einigen Jahren voller Schwierigkeiten die deutschen Charts und erreichte immerhin Platz 39. Ihre alten Aufnahmen erinnern an die Hits der Ärzte, voller Ironie und Scheiß-drauf-Gefühl: Fun-Punk, wie dieses Genre in Kennerkreisen zu heißen scheint. Mitte der neunziger Jahre wird es dann ruhig um die Abstürzenden Brieftauben, bis sie mit mehreren Abschiedskonzerten 2002 scheinbar ihr Brieftaubendasein beenden. Mit der aktuellen Single „Frauke halt's Maul“ meldet sich jedoch im November 2016 eine Punkgröße aus Hannover zurück. Vielleicht aus dem Pflichtgefühl heraus, der neuen von rechts kommenden deutschen Alternative die Stirn zu bieten und die Meinung vieler stillschweigender Talkshow-Zuschauer in die Welt zu schreien: „Frauke halt's Maul“?

Mehr davon: [www.weserlabel.de](http://www.weserlabel.de)  
Bruno Schubert



## LENA

Beat to My Melody  
Universal Music

Wenn man über Hannovers Musiker schreibt, sollte man die eine nicht vergessen, die für den wahrscheinlich größten von Hannover ausgehenden Musikhype seit Beginn des neuen Jahrtausends sorgte: Lena Johanna Therese Meyer-Landrut, wie sie nach ihren GEMA-Eintragungen mit vollem Namen heißt. Mit ihrer authentischen und lustigen Art verzauberte sie beim Eurovision Song Contest und Stefan Raabs Entscheidungsshow „Unser Star für Oslo“ viele Deutsche und später auch den Großteil der europäischen ESC-Fans. Spätestens mit ihrem Album „Traffic Lights“ schaffte sie den internationalen Durchbruch und war auch fünf Jahre nach ihrem ESC-Gewinn noch 17 Wochen auf Platz zwei der deutschen Charts. Mit „Wild and Free“, dem Titelsong zu „Fack ju Göhte 2“, platzierte sie sich sogar in den Top-Ten der deutschen Single Charts. Doch was macht Lena seitdem? Und vor allem: wie hört es sich an?



## LIEBLINGSMUSIK

Ein Song, der mir so gut gefällt, dass ich einfach unbedingt von ihm erzählen muss:

### ÁSGEIR IN THE SILENCE

Ihre letzte Neuerscheinung ist die Single „Beat to My Melody“, die 2016 mit fünf unterschiedlichen Remix-Versionen dieses Titels auf den Markt kam, einem Song, der schon auf ihrem letzten Album zu hören war. Offensichtlich ist die Single somit weniger ein kreativer Hochpunkt von Lenas Schaffen als eine Überbrückung zu ihrem neuen Album „GEMINI“, an dem Lena seit dem letzten Jahr arbeitet. Doch wie klingt ihre Musik? „Beat to My Melody“ ist voller urbaner Elektronik, und der Grund dafür sind nicht nur die Remixe. Schon im Original ist ihre Stimme nur schwer wiederzuerkennen, zeigt wenig von der unperfekten Stimme der alten ESC-Lena. Ob das alles am Gesangcoaching liegt? Wohl kaum. Die „deutsche Ellie Goulding“ nennen sie fiese Zungen, seitdem sie bei „Traffic Lights“ mit demselben Produzenten-Team wie Ellie Goulding zusammenarbeitete und sich ihre Stimme auf dem Studioalbum merklich in Richtung der britischen Sängerin veränderte. Doch ihre Musik funktioniert, passt in die Zeit, die durch moderne elektronische Klanglandschaften, tanzbare Rhythmen und eingängige Melodien geprägt ist.

Die Authentizität, die schon immer wichtig für ihr Image war, verlagert sich aus ihrer Musik in eine andere Umgebung: das Internet. Kaum eine Musikerin ist so aktiv in den Sozialen Medien wie Lena: Instagram und besonders Youtube bespielt sie so intensiv, als sehe sie den Austausch mit ihren Fans für mindestens genauso wichtig an wie ihre Musik. Auch ihr Engagement in unterschiedlichen

TV-Shows und ihre Tätigkeit als Synchronsprecherin wirft die Frage auf, ob die Musik für sie überhaupt noch die größte Rolle spielt. Lena präsentiert sich als Multi-Media-Talent, zu dem ihr musikalisches Schaffen gut zu passen scheint. Welchen Stellenwert die Musik im Gesamtpaket „Lena“ in Zukunft noch einnimmt, wird sich spätestens mit „GEMINI“ zeigen.

Mehr davon:

[www.universal-music.de/lena](http://www.universal-music.de/lena)

**Bruno Schubert**

Ihr wollt eure CD im „Saitensprung“ rezensieren lassen? Dann schickt eure Platte und dazugehöriges Informationsmaterial an:

Redaktion „Saitensprung“  
Institut für Journalistik und  
Kommunikationsforschung  
(Gunter Reus)

Expo Plaza 12  
30539 Hannover

Himmel, so weit das Auge reicht. Teilweise verdecken kleine Wolkenfetzen das tiefe Blau und erweitern es um eine Unmenge an Grautönen, sodass der fleckige Himmel marmoriert erscheint. Kristallklare Flüsse bahnen sich ihren Weg durch die endlosen hügeligen Wiesen und stürzen in Wasserfällen von rauen Steinklippen, die immer wieder die Landschaft durchbrechen. Es ist Island. Das Land, in dem die eine Hälfte der Bevölkerung Schriftsteller und die andere Musiker zu sein scheint. Vereinzelt Straßen und Städtchen wirken machtlos gegen die allgegenwärtige Natur, die hier dem Menschen ihre Überlegenheit zeigt.

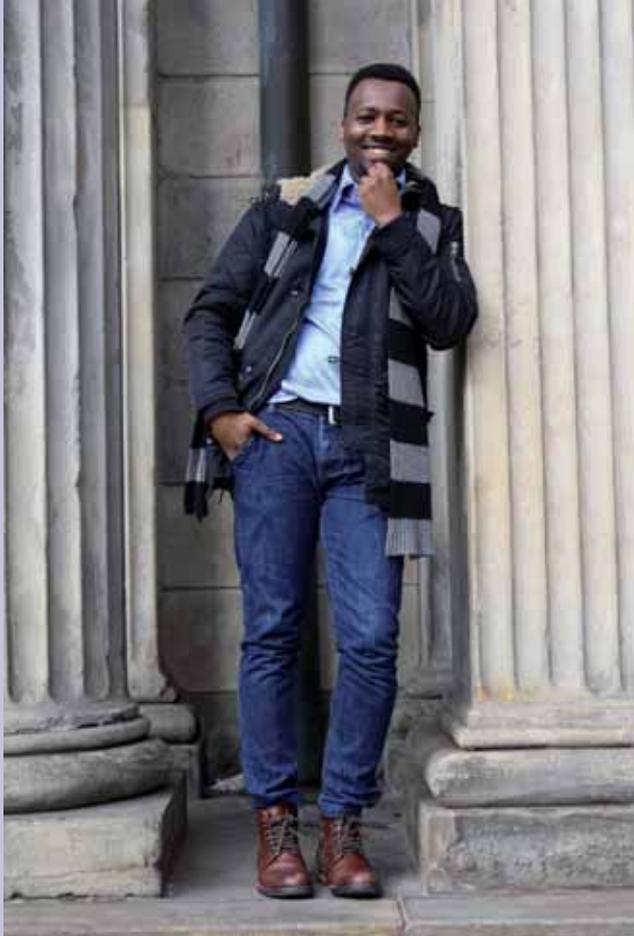
„In The Silence“ heißt der Song von Ásgeir, der so gut zur isländischen Landschaft passt, weil er nach Klarheit, Weite, Kraft und Einsamkeit klingt. Wie der Name Ásgeir hingegen klingt oder „Dyrd Dauðathognd“ (so heißt das Stück in seiner isländischen Original-Version), kann man nur raten. Am besten spricht man das einfach so überzeugt aus, dass sich kein Nicht-Isländer traut, es anzuzweifeln.

Der Song beginnt folkartig mit einem sich halbtaktig wiederholenden Basston, einer sanften Akustikgitarre und hohen, unscheinbaren Fill-Ins eines Klaviers. Bereits der allererste Ton des Stücks klingt nach Weite – als würde man aus einem schmalen Tunnel in ein Bergpanorama fahren. Nach dem instrumentalen Vorspiel setzt Ásgeirs Stimme ein. Er singt größtenteils mit Kopfstimme, die weich und sanft klingt. Da sie doppelt aufgenommen wurde und von rechts und links zu hören ist, wirkt sie einzeln intim, zusammen jedoch kraftvoll. Der Text stammt von Ásgeirs Vater Einar Georg Einarsson, einem isländischen Dichter, der die meisten Texte für die Songs seines Sohnes schreibt. So sind die Lieder gewissermaßen gesungene Gedichte und passen irgendwie zum Bild des mysteriösen Island: zu Elfen, Feen und Geistern.

Das Mysteriöse findet sich auch in der harmonischen Abfolge des Stücks wieder, die Ásgeirs Musik so besonders macht. Nicht weil auffallend virtuose Tonartwechsel den Hörer in die Irre führen, sondern weil die Kadenzen immer wieder auf ihre Auflösung zusteuern und dann doch noch einen weiteren Umweg nehmen. Die Musik verhält sich wie eine durch die isländische Berglandschaft gewundene Straße: Genau wie der Fahrer nicht weiß, was hinter der nächsten Kurve lauert, weiß auch der Hörer nicht, wo ihn die nächsten Töne hinführen. Und so steigern sich die Teile fast sinfonisch: Trommeln und Bläser treiben den Song an seinen Höhepunkt, bis sich alles im beruhigenden Anfangsrhythmus des Stückes auflöst und nur noch die marschartigen Trommeln übrigbleiben. Unbeirrt fahren sie fort, wie ein Zug, der sich durch die weite isländische Landschaft von Tunnel zu Tunnel schiebt.

Mehr davon: [www.asgeirmusic.com](http://www.asgeirmusic.com)

**Bruno Schubert**



# PREMIERE *OPER*

Ein festlicher Opernabend erwartet uns. Wir nutzen noch die vor Beginn des Stücks verbleibende Zeit, um das Opernhaus und seine Gäste genauer zu betrachten. Yassert gefällt die Architektur des Gebäudes mit seinen hohen Decken und hellen Räumen. „Und alle sehen so toll aus“, bemerkt er. Yassert selbst hat sich ebenfalls schick gemacht und genießt die besondere Stimmung, die so ein Ort unwiderruflich in uns hervorruft.

Sonst treffen wir uns meistens in einem kleinen Café in der Altstadt. Wir erzählen uns, wie es in der Uni so läuft, besprechen ab und an Hausaufgaben zur Vorbereitung auf einen Deutschtest oder reden darüber, was in den nächsten Wochen ansteht.

„Vor der Oper war ich schon oft, aber ich war noch nie drinnen“, erzählt Yassert. Im Sommer saß er hier gerne mit einer Freundin und einem Becher Kaffee in der Hand auf den Treppen in der Nachmittagssonne. Doch heute haben wir eine Premiere: Wir gehen in die Oper. „Manon Lescaut“ von Giacomo Puccini steht auf dem Programm.

Es wird Zeit die Plätze einzunehmen. Wir sitzen im Parkett links, vierte Reihe. Yassert erkundigt sich, in welcher Sprache gleich gesungen wird. Wir stellen fest, dass

wir von unseren Plätzen aus wohl bald ein starres Genick haben werden, wenn wir versuchen wollen den deutschen Untertitel des italienischen Werks durchgängig mitzulesen. „Egal.“ Yassert ist zuversichtlich, dass es gut wird, egal wie viel er am Ende verstehen wird. Und ich bin erfreut über einen so offenen, der Oper gegenüber positiv gestimmten Begleiter.

Kennengelernt haben Yassert und ich uns im letzten Herbst. Seitdem versuchen wir uns regelmäßig zu treffen. Yassert ist 28 Jahre alt und kam vor eineinhalb Jahren aus Ruanda nach Deutschland. Momentan besucht er die Schule und die Uni parallel. Morgens macht er einen Sprachkurs, und nachmittags ist er Gaststudent an der Hochschule Hannover. Ich bin ebenfalls Studentin und neu in der Stadt. Gemeinsam haben wir uns vorgenommen, regelmäßig neue Sachen zu entdecken. Und Yassert ist für jeden Vorschlag zu haben.

Die Lichter werden gedimmt, das Publikum verstummt, der Dirigent betritt den Saal, und nach einem kurzen Applaus beginnt das Liebesdrama des Chevaliers Des Grieux und seiner jungen Manon Lescaut.

„Ich war schon einmal in einem Sinfoniekonzert“, erklärt Yassert in der Pause

nach den ersten zwei aufregenden Akten. Er mag und hört Musik jeglicher Art, doch die Oper mit ihren selbst geschneiderten Kostümen, ihren stimmsicheren Sängern und wandelbaren Schauspielern, dem pompösen Bühnenbild und ihrem klangvollen Orchester ist für ihn etwas Neues. Ich bin erleichtert, dass Yassert die Oper gefällt. Er findet es toll, wie viele Menschen an so einem Werk mitarbeiten, und hofft sehr, dass die nervige Manon in den nächsten zwei Akten noch zur Vernunft kommt und sich gegen den Luxus und für die Liebe entscheidet.

Zwei Akte später ist Manon tot. Wir sind beim Hinausgehen noch leicht ergriffen von der verzweifelten Leidenschaft des Stücks. Das tragische Ende lässt Yassert dann doch schnell hinter sich und freut sich, dass wir heute so ein spezielles Abendprogramm hatten. „Das können wir gerne öfter machen“, meint Yassert, erfreut, wieder etwas Neues kennengelernt zu haben. Nach einem Erinnerungsfoto vor der Oper machen wir uns auf den Weg nach Hause und überlegen, was wir das nächste Mal unternehmen könnten. Wieder Oper oder vielleicht mal ins Ballett?

Jana Rebellato

# EINFACH *LEBEN*

**Die KHG (Katholische Hochschulgemeinde) in Hannover lädt einmal im Monat Flüchtlinge zum gemeinsamen Kochen ein. Dabei können die Geflüchteten selbst Rezepte aussuchen und ihr Nationalgericht für die anderen zubereiten. Yousef Ibrahim nimmt auch gern an diesen Treffen teil. Er kommt aus der Stadt Qamischli in Syrien. Seit 15 Monaten lebt er in Deutschland und wurde zusammen mit vielen anderen Flüchtlingen im ehemaligen Maritim-Hotel am Neuen Rathaus untergebracht. Er erzählt uns über seine Leidenschaft: den Tambur. Weil Yousef noch Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache hat, half sein Cousin, Suliman Ibrahim, als Dolmetscher.**

## *Seit wann machst du Musik?*

Seit 1994 – glaube ich. Ich bin mir nicht ganz sicher. Ich denke, ich war 12 Jahre alt, als ich anfing Tambur zu spielen.

## *Warum Tambur?*

Dieses Instrument ist sehr wichtig in der kurdischen Kultur. Es ist ein fester Bestandteil kurdischer Musik. Ich hörte es immer und überall seit meiner Geburt und liebe dieses Instrument.

## *Hast du allein Tambur spielen gelernt oder mit einem Lehrer?*

Eigentlich hat mir mein Bruder das beigebracht. Er hat mir gezeigt, wie man damit spielen kann, und ich habe geübt, was er mir gezeigt hat. Erst nach mehreren Jahren

habe ich einen Lehrer in einer Musikschule aufgesucht. Aber dort war ich nur sechs Monate. Dann habe ich nur noch allein weitergeübt.

## *Warum hast du die Musikschule so schnell verlassen?*

Ich hatte wenig Zeit und wenig Geld. Ich musste viel arbeiten, und Musikschulen in Syrien sind leider teuer.

## *Wenn du ein neues Lied lernst, spielst du dann nach Noten oder nach Gehör?*

Beides. Manchmal spiele ich mit, manchmal ohne Noten. Aber vielleicht doch lieber nach dem Gehör. Das Notenlesen habe ich schon ein bisschen vergessen.

## *Das glaube ich nicht! Das kann man nicht vergessen – wie das Fahrradfahren.*

Doch. Leider hatte ich nur wenig Unterricht, und ich habe mein Wissen lange nicht aktiv genutzt.

## *Hast du ein Lieblingslied?*

Ich kann keins von den Liedern hervorheben, die ich mag. Alle kurdischen Lieder mag ich sehr, und ich spiele sie alle gerne.

## *Wann und wo hast du zu Hause Tambur gespielt? Im Kreis der Familie, bei Freunden oder auf Hochzeiten?*

In Syrien, bei Familientreffen oder wenn sich Freunde treffen, singen wir oft zusammen. Das ist selbstverständlich, und ich spiele dann häufig dazu. Ich spiele jedoch viel mehr allein und für mich. Musik ist für mich ein Hobby.

Ich habe keine Auftritte, ich werde nicht als Musiker zu Hochzeiten oder woanders eingeladen. Ich bin kein professioneller Musiker. Musik ist einfach ein Teil meines Lebens, meines Alltags.

## *Hast du hier in Deutschland ein Instrument?*

Nein, leider nicht. Mein Bruder wohnt in der Nähe von

Hamburg, und er hat einen Tambur. Wenn ich ihn besuche, kann ich ein bisschen spielen. Ich hätte natürlich sehr gern sein Instrument. Und er würde es mir auch gern geben. Ich habe ihm jedoch gesagt: Behalte es noch, weil ich jetzt erst mal Deutsch lernen muss. Zuerst will ich die Sprache lernen, dann den Tambur abholen. Wenn ich den Tambur bei mir hätte, würde ich nicht lernen, ich würde die ganze Zeit nur Musik machen.

## *Hast du auch andere Musikinstrumente ausprobiert?*

Im Maritim, wo wir jetzt wohnen, hat ein Freund von mir eine Gitarre. Ich durfte sie ausprobieren. Es ging ganz gut. Es ist ein bisschen anders, als Tambur zu spielen, doch wenn man Tambur spielen kann, kommt man auch schnell mit der Gitarre klar. Außerdem hat mein Cousin, der Bruder von Suliman, in Syrien ein Klavier. Ich konnte bei ihm Klavier spielen und habe sogar drei, vier Lieder gelernt. Aber die habe ich auch schon wieder vergessen. Das ist schon lange her.

## *Hast du eine musikalische Familie? Spielen noch andere in deiner Familie ein Instrument?*

Ich habe drei Brüder und eine Schwester. Zwei von meinen Brüdern machen auch Musik. Meine Eltern nicht, aber auch sie lieben Musik. Ja, Musik ist schon wichtig in meiner Familie. Aber ich denke, das ist nichts Besonderes. Musik lieben ja alle.

## *Welche Wünsche hast du für die Zukunft?*

Ich möchte vor allem Deutsch lernen und dann eine Arbeit finden. Wenn der Krieg in Syrien weitergeht, bleibe ich hier. Wenn wir zu Hause Frieden hätten, würde ich zurückgehen. Ich habe keine großen Pläne. Ich möchte arbeiten und einfach leben.

Das Gespräch führte Zsófia Timár





# HEKTISCHE STILLE

Wie aus Kindern und Jugendlichen professionelle  
Musikerinnen werden – ein Blick hinter die Kulissen  
des Mädchenchores Hannover

Es ist 10 Uhr an einem Sonntagmorgen, und von der Bühne des Opernhauses in Hannover klingen glockenklare Stimmen. Sie gehören den Sängerinnen des Mädchenchores Hannover, der an diesem Tag sein Neujahrskonzert im ausverkauften Haus singen wird. Gerade sind die Mädchen dabei, in einer letzten Stell- und Lichtprobe ausgewählte Stücke noch einmal anzusingen. Immer wieder unterbricht Gudrun Schröfel den Chor, korrigiert und lässt Passagen wiederholen. Die jungen Sängerinnen wirken dabei sehr geduldig. Ihre Blicke sind nach vorn gerichtet, sie hören konzentriert und leise zu und machen sich Notizen in ihren Noten. Im Zuschauer-raum laufen mehrere Fotografen durch die Reihen. Die Geräuschkulisse aus den Hinweisen Gudrun Schröfels, dem Kratzen der Bleistifte auf dem Papier und dem Klicken

der Spiegelreflexkameras lässt einen erahnen, welche Bedeutung das bevorstehende erste Konzert des Jahres haben muss. Man bekommt einen Eindruck davon, wie wichtig es auch für die Mädchen ist und wie sie sich entsprechend diszipliniert verhalten.

Schon um 9 Uhr hatten sie sich an diesem Morgen im Chorsaal des Opernhauses getroffen. Von Aufregung zu diesem Zeitpunkt noch keine Spur. Die etwa 60 Mädchen sitzen in Grüppchen und unterhalten sich angeregt. Noch machen sie nicht den Eindruck, als beschäftigten sie sich mit dem bevorstehenden Konzert. Entlang der Wände stapeln sich Rucksäcke, Kleidersäcke und einzelne Kleidungsstücke. Die Stimmung wirkt fröhlich und gelöst, die Mädchen scheinen noch sehr entspannt zu sein. Die Atmosphäre verändert sich erst, als sie

sich in Reihen aufstellen und das Einsingen beginnt. Jetzt weicht das muntere Gerede einem konzentrierten Arbeitsklima.

Los geht es mit leichten Lockerungsübungen, die von der Chorleiterin genau erklärt und begründet werden. Es folgen gesummte Quinten und schließlich Akkordbrechungen, die immer weiter ausgereizt werden. Die Soprane singen immer höher, die Altstimmen immer tiefer, immer voller und runder wird der Klang. Nach dem Einsingen macht Gudrun Schröfel noch letzte Ansagen zum Ablauf, geht alle Stücke theoretisch durch, weist auf fehlerträchtige Stellen hin und sagt noch einmal das Programm an.

In diesem Moment wird es schlagartig etwas hektisch. Während vorn das Programm

diktiert wird, schreiben die einen mit, andere beginnen bereits mit dem Sortieren der Noten in der Konzertmappe. Am Ende weicht die hektische Stille einem großen Geraschel, als nun auch die Mädchen ihre Noten zu sortieren beginnen, die vorher nur mitgeschrieben haben. Das selbstgeschriebene Programm wird in das kleine durchsichtige Fach auf der Innenseite der Konzertmappe geschoben, und die nicht benötigten Noten werden im Rucksack verstaut.

Nun geht es auf die Bühne zur Stellprobe. Auch hier ist den Mädchen noch keine Aufregung anzumerken. Zwar hören sie genau zu, was ihre Chorleiterin erklärt, die Soprane, die direkt hinter dem Flügel stehen, witzeln aber immer wieder mit Nicolai Krügel, dem Pianisten des Chores. Etwa 20 Minuten später sitzen die Mädchen wieder im Chorsaal. Das Bild gleicht dem von heute früh, nur der Geräuschpegel ist lauter. Die morgendliche Müdigkeit scheint verflogen, es reden alle wild durcheinander, während sich die letzten Mädchen ihre Konzertkleidung anziehen.

## *Die Soprane singen immer höher, die Alt- stimmen immer tiefer, immer vol- ler und runder wird der Klang.*

Plötzlich wird es still. Die jungen Sängerrinnen sitzen im Raum verteilt auf Stühlen und Stufen, die Mappe auf den Knien. Ab und zu raschelt es leise, wenn ein Mädchen eine Seite umblättert. Es herrscht wieder eine Atmosphäre absoluter Konzentration, sodass man kaum zu atmen wagt. „Wir sind alle sehr geschult darin, vom Blatt zu singen. Jede von uns weiß, wie ein Stück klingt, bevor wir es gehört haben“, hatte Heide Müller, die mit ihren 20 Jahren zu den Ältesten gehört, zuvor erklärt. Obwohl man nichts hört, ist klar, dass die Musik in diesem Moment in den Köpfen der Mädchen klingt.

Nach etwa zehn Minuten hat die Stille ein Ende. Die Mädchen klemmen sich die schwarze Konzertmappe unter den Arm und gehen gemeinsam nach unten zum Bühnenaufgang. Obwohl die Ruhe wieder regen Unterhaltungen gewichen ist, ist der Druck noch immer spürbar. Unten angekommen, betreten die Mädchen mit routinierten Schritten und unter Beifall die Bühne, wie sie es auch schon in China, Estland, den USA, Weißrussland, Slowenien, England und vielen weiteren Ländern getan haben.

Etwas unruhiger sind dagegen die Vorkhöre. Sie werden insgesamt fünf Stücke mit den „Großen“ zusammen singen. Swantje Bein, die Leiterin der Vorklasse, fragt die „Kleinen“ nach der Reihe, in der sie stehen, und lotst sie zum entsprechenden Bühnenaufgang. Die Nervosität merkt man ihnen dabei deutlich an. Es wird getuschelt, nervös mit den Armen geschlackert und noch ein letztes Mal das T-Shirt mit der Aufschrift „Mädchenchor Hannover“ zurechtgezupft. Das Getuschel wird regelmäßig durch ein ermahnendes „Psssst“ der Betreuer durchbrochen. Als endlich alle stehen, tritt auch die Dirigentin auf. Sie verneigt sich vor dem Publikum, dreht sich zum Chor, wirft noch einmal einen Blick in ihre Partitur und hebt ihre Arme. Der Applaus verstummt, es wird schlagartig still. In dieser Sekunde ist die Spannung fast mit den Händen zu greifen. Es ist diese Art von Stille, in der man buchstäblich die Stecknadel fallen hören könnte. „In diesem Moment denke ich nur an die Musik“, wird Gudrun Schröfel hinterher erzählen. „Ich weiß, dass alles gut vorbereitet ist. Jetzt geht es nur darum, dem Ganzen noch eines draufzusetzen.“

Sie gibt den Auftakt, und das Konzert beginnt. Die ganze Anspannung scheint in diesem Moment einfach davonzufliegen. Auf den Gesichtern der Mädchen spiegeln sich Freude und Begeisterung für die Musik wider, und auch beim Publikum scheinen sie mit ihren Stimmen Gefühle zu wecken. Sie variieren zwischen Pianissimo und kraftvollem Forte, treten in solistischen Gruppen nach vorne und wahren auch in den Pausen zwischen den Stücken, in denen der Chor verstummt und das Publikum

### RENOMMIERTER KONZERTCHOR

Der Mädchenchor Hannover ist ein Chor mit internationalem Renommee. Er hat zahlreiche Wettbewerbe gewonnen und wurde vielfach ausgezeichnet, im Jahr 2010 sogar mit dem Echo Klassik. Er ist vierstufig aufgebaut und besteht aus der Vokalen Grundstufe, der Vorklasse, dem Nachwuchschor und dem Konzertchor. Junge Mädchen dürfen dadurch bereits mit etwa sieben Jahren mitsingen. Geleitet wird der Konzertchor seit 1999 von Gudrun Schröfel, die viele Jahre lang Professorin und Vizepräsidentin der Musikhochschule war.

Das Neujahrskonzert stellt für alle Mädchen ein ganz besonderes Event dar. Nicht nur, weil es das erste Konzert des Jahres ist und in der meist ausverkauften Oper stattfindet, sondern auch, weil es eines der wenigen ist, bei dem alle Altersklassen zusammen auftreten dürfen.

sk



meist nicht zu klatschen wagt, die Haltung. Das ganze Konzert wirkt wie ein riesiger Spannungsbogen.

Auch nach dem Verklingen des letzten Tones hält Gudrun Schröfel ihre Arme noch ein paar Sekunden oben. Die Blicke der Mädchen sind auf ihre Chorleiterin fixiert, und sogar das Publikum ist totenstill. Für Sekunden, die einem wie eine Ewigkeit vorkommen, ist alles still. So still, dass man das Gefühl bekommt, das ganze Opernhaus wäre in Watte gepackt oder würde in einer Luftblase schweben. „In diesem Moment war ich einfach nur glücklich“, schwärmt Gudrun Schröfel später. „Wir hatten dieses Jahr nach den Weihnachtsferien nicht wirklich viel Zeit zum Proben. Ich war nicht sicher, ob die Mädchen konzentriert genug sind und alles abrufen können, aber es hat super geklappt. Ich bin wirklich zufrieden.“

Und so endet das Konzert wie es begann: mit Sekunden absoluter Stille. Erst, als die Hände der Dirigentin sinken, geht eine Welle der Entspannung durch die Reihen. Das Publikum bricht in tosenden Beifall aus, und den Mädchen sieht man ihre Er-

leichterung an. Obwohl keine von ihnen vor dem Konzert zugab, aufgeregt zu sein, fällt jetzt doch sichtbar der Druck von ihnen ab. Ihre zuvor sehr aufrechte Körperhaltung wird auf einen Schlag lockerer und entspannter. Sie schließen ihre Mappen und nehmen sie wie zu Beginn des Konzertes unter den Arm. Gudrun Schröfel verbeugt sich, deutet auf den Chor, der sich ebenfalls verbeugt, der Posaunenchor verbeugt sich, die Solisten treten noch einmal hervor, und auf allen Gesichtern liegt ein zufriedenes Lächeln. Unter noch immer lautstarkem Applaus verlässt der Chor die Bühne, nur um gleich im Anschluss wieder in rege Unterhaltungen zu verfallen. Gerade so, als wäre nichts gewesen.

Sara Kuhlitz

*Die Blicke der Mädchen sind auf ihre Chorleiterin fixiert, das Publikum ist totenstill. Für Sekunden, die einem wie eine Ewigkeit vorkommen, ist alles still. So still, dass man das Gefühl bekommt, das ganze Opernhaus wäre in Watte gepackt oder würde in einer Luftblase schweben.*



# „STILLE FOLTER“

Es gibt wenige Dinge auf dieser Welt, denen so viel Positives zugesprochen wird wie der Musik. Musik verbindet, bringt Freude, kann trösten, ja sogar heilen. Doch auch Musik hat eine Schattenseite. Die meisten werden nicht glauben, dass sie auch Folter bedeuten kann. Während Elektroschocks, Vergewaltigungen und Verbrennungen sichtbare Spuren bei ihren Opfern hinterlassen, brennen sich bei „stiller Folter“ – wie Psychologen sagen – psychische Grausamkeiten speziell in die Seele der Opfer ein. Rainer Mausfeld, Professor für

Allgemeine Psychologie an der Universität Kiel, weiß: „Stille Folter“ zielt vorrangig auf Disziplinierung, Demütigung und Erniedrigung und versucht, die soziale und kulturelle Identität ihrer Opfer zu zerstören. Dazu gehört auch die Folter mit Musik.

Schon im Mittelalter wurden öffentliche Hinrichtungen und andere Bestrafungen musikalisch begleitet. Für Dante (siehe auch unseren Beitrag „Nicht so laut bitte“) war Lärm eine der schlimmsten vorstellbaren Foltern überhaupt. Im Kapitel „Inferno“

seiner „Göttlichen Komödie“ bestand eine der Strafen darin, ewig an eine Glocke geschmiedet zu sein, „deren gewaltige Schläge dem Pönitenten unaufhörlich durch Mark und Bein dröhnen“. Heute unterscheiden Forscher wie der emeritierte Professor für Psychiatrie Volker Faust zwei Formen von Musikfolter: Die dauerhafte Beschallung mit lauter Musik und das erzwungene Singen. Wobei Gefangene selten allein mit Musik gequält werden; meist sind sie zusätzlich Schlafentzug, extremen Temperaturen, Dunkelheit und unerträglichen Positionen



Musik kann nicht nur heilen und trösten. Sie kann, in Gefängnissen und Lagern, auch dazu dienen, Menschen zu drangsalieren, zu demütigen und zu zerstören.

abkommandierte Priester, zum Leicheneinsammeln ein Requiem anzustimmen, um auf diese Weise das christliche Begräbnisritual zu verspotten. Das Ziel all dieser Aktion war es, den Gefangenen seelische Qualen zuzufügen und ihre Persönlichkeit, wenn es nicht schon über körperliche Folter geschehen war, psychisch zu zerstören.

Auch heute wird immer noch und immer wieder mit Musik gefoltert. Der dänische Musikanthropologe Tore Tvarnø Lind hat in einem Beitrag für den Band „Krieg singen“ (hrsg. v. Detlef Diederichsen und Holger Schulze) etliche Beispiele aus dem Irak nach den Anschlägen vom 11. September 2001 gesammelt. So baute die CIA auf der Mosul Air Force Base in einem Schiffscontainer eine Musikfolterzelle, die als „the disco“ bekannt war und weit außerhalb des Lagers in der Hitze der Wüste stand. Tony Lagouranis, der selbst Leiter des Verhörs in „the disco“ war, berichtet in seinem gemeinsam mit Allen Mikaelian verfassten Buch „Fear Up Harsh: An Army Interrogator’s Dark Journey Through Iraq“ von den dort stattfindenden Verhören. Den Gefangenen wurde ein Sandsack über den Kopf gezogen, während donnernde Death-Metal-Musik gespielt wurde, die von dem metallischen Inneren des Containers zurückgeworfen wurde, und Lagouranis sie anschrie. Er selbst musste das Verhör häufig abbrechen, da die Musik ihn so sehr unter Stress gesetzt hatte.

Auch Christian Grüny beschäftigte sich in seinem 2011 veröffentlichten Artikel „Von der Sprache des Gefühls zum Mittel der Qual. Musik als Folterinstrument“ intensiv mit der Musikfolter der CIA (die selbst von „no-touch torture“ spricht). In den maßgeblichen Folterhandbüchern der CIA wurde Musikfolter lange Zeit nicht erwähnt. Erst 2003 tauchte sie im Memorandum des Oberbefehlshabers der US-Streit-

kräfte im Irak, Ricardo S. Sanchez, explizit auf. Musik ist ein besonders gutes Mittel zum Zweck, da sie allgemein verfügbar und leicht einzusetzen ist. Denn brauchbare CDs und MP3s finden sich im Gepäck der meisten Soldaten. Grüny versteht Musikfolter letztlich als beliebige Form von Lärm, bei der die Musik Platzhalter ist. Denn es werden sowohl aggressive Death-Metal-Lieder als auch harmlose Kinderlieder zur Musikfolter verwendet. Das gesamte Repertoire der Musikfolter entstammt, so Grüny, der Popmusik mit ihren eingängigen Strukturen. Je schlichter und repetitiver die Musik ist, desto eindringlicher scheint sie zu sein, und es ist den Gefangenen unmöglich, ihr aus dem Weg zu gehen.

Binyam Mohamed, eines der oft zitierten Opfer von Musikfolter, berichtet, dass er in Afghanistan, gefesselt in einer lichtlosen, von Zementstaub verschmutzten Zelle, ein und denselben Song 20 Tage lang am Stück hören musste. Er konnte sich der Musik nicht entziehen und war gezwungen die Stücke auswendig zu lernen und die Strukturen wieder und wieder nachzuvollziehen. Auf diese Weise geraten Gefangene in eine Bewegung, die keinen Raum für anderes lässt und jegliche Distanz unmöglich macht. Die eigene Aktivität wird zur Folter, da der Geist sich nicht gegen die andrängenden Ansprüche des Zuhörens wehren kann. Ruhai Ahmed, ein anderes häufig zitiertes Opfer von Musikfolter, beschreibt die Wirkung mit den Worten: „It makes you feel like you are going mad. You lose the plot and it’s very scary to think that you might go crazy because of all the music, because of the loud noise, and because after a while you don’t hear the lyrics at all, all you hear is heavy banging.“

Christoph Kastrop

ausgesetzt. Deshalb nennt Christian Grüny, Privatdozent für Philosophie an der Universität Witten-Herdecke, Musikfolter auch eine „parallel angewendete Methode“.

Erzwungene Musik – diese Foltermethode haben die Nationalsozialisten in den Konzentrationslagern teuflisch perfektioniert. Häftlinge auf Befehl musizieren zu lassen, um sie zusätzlich zur körperlichen Gewalt zu drangsalieren und zu demütigen, war bei der SS besonders beliebt, schreiben Renate Funk-Hennings und Johannes Jäger in ihrem Buch „Rassismus, Musik und Gewalt“. So mussten politische Inhaftierte wie die Schriftsteller Erich Mühsam und Carl von Ossietzky oder der Rechtsanwalt Hans Witten auf ihrem Fußmarsch in das Lager Sonnenberg das Horst-Wessel-Lied singen. Das war die Parteihymne der NSDAP und fungierte als zweite deutsche Nationalhymne. Im KZ Buchenwald wurden die Häftlinge bei Massenerschießungen gezwungen, Lieder zu singen, um das Krachen der Gewehrschüsse und das Geschrei der Opfer zu übertönen, und im KZ Dachau zwang man

# CRESCENDO

Ein Exkurs über die steigende Lautstärke der Musik

Popmusik wird immer lauter. Wie das funktioniert? Kompressoren sorgen dafür, dass ein Song voller klingt, obwohl der Maximalpegel des Stücks gleich bleibt. Dabei werden die höchsten Spitzen einer Tonspur abgeschnitten, damit die Gesamtlautstärke angehoben werden kann. So klingt alles insgesamt satter, aber auch die Unterschiede zwischen den lauten und leisen Stellen werden kleiner.

Die geringe Dynamik führt nach Meinung vieler Kritiker zu weniger Differenziertheit im Klang. Die Befürworter hingegen sagen: Die Lautstärke der Musik passt

sich unserer Umgebung an; ist die Musik von Anfang an lauter, müssen die Hörer sie nicht lauter drehen. Im sogenannten Loudnesswar stritten beide Seiten jahrelang über diese Entwicklung. Richtig ist wohl, dass durch den steigenden Lärmpegel in den Städten viele Menschen laute Musik bevorzugen, die sich gegen den Lärm durchsetzen kann. Im stillen Wohnzimmer hingegen kann einem die immer laut dröhnende Musik schnell den Nerv töten.

Warum sorgen nicht die Abspielgeräte für die Kompression? Je nach Umgebungslautstärke könnten sie die Musik bei

der Wiedergabe stark oder weniger stark komprimieren. Und wem die komprimierte Musik im Straßenlärm zu anstrengend wird, der macht sie einfach aus und horcht auf den urbanen Rhythmus der Baustellenhämmer.

Bruno Schubert



**MASALA**

---

**Weltbeat Festival Hannover**

**12.-21. Mai 2017**

---

Bukahara • Salif Keita • Systema Solar  
Inna Modja • Omar Sosa & NDR Bigband  
New York Gypsy All Stars • Delgres  
La Dame Blanche • Perlatentia  
Soweto Soul • Bossarenova Trio  
Adesa • Papa Julius & Zion Nexus  
Oana Cătălina Chițu • Belcirque

Infos zum Line-up, übertragbaren Tickets,  
usw. gibts unter [www.masala-festival.de](http://www.masala-festival.de)





# „WIE EIN SCHWARZES LOCH“

Stille im Gefängnis ist etwas Kostbares, aber auch bedrückende Last und Strafe

**Stille kann je nach Kontext etwas anderes bedeuten und andere Gefühle auslösen, sie kann befreiend oder eben auch bedrückend sein. Doch wie fühlt es sich an, wenn man selbst nicht darüber bestimmen kann, ob es still um einen ist oder ob man von Lärm umgeben wird? Was löst ungewollte Stille oder Lärm in einem aus? Und was kann bewusst aufgesuchte Stille bewirken? Um diesen und weiteren Fragen nachzugehen, suchte der „Saitensprung“ das Gespräch mit Menschen, die wissen, was es bedeutet, nicht selbstbestimmt leben zu können, und die sich**

**in ihrem Leben bereits bewusst mit dem Thema Stille auseinandergesetzt haben.**

Dennis, 28 Jahre alt, kommt aus der Nähe von Trier. Momentan arbeitet er als Heilerziehungspfleger. Vor fünf Jahren musste er für 30 Monate ins Gefängnis. Sieben Monate verbrachte er in der Justizvollzugsanstalt Wittlich, danach kam er in den Offenen Vollzug in die JVA Diez und wurde wegen guter Führung bereits nach 13 Monaten entlassen. In dieser gesamten Zeit wurde ihm sein Alltag von anderen Menschen vorgegeben.

Auch Marcel weiß nur zu gut, wie es ist, nicht selbstbestimmt leben zu können. Bereits mit 16 Jahren stieg er als Scheidungskind in die Straßenkriminalität ein. Zu Beginn klappte er Autos, irgendwann verdiente er seinen Lebensunterhalt mit Schutzgelderpressungen, und ein bewaffneter Raubüberfall brachte ihm seine längste Haftstrafe von fünf Jahren ein. Insgesamt saß er sechsmal in Haft. In den unterschiedlichsten Anstalten, wie den JVA Stendal, Magdeburg, Dessau oder auch Hannover. Das letzte Mal 2014. Seitdem bemüht er sich um ein Leben ohne Kriminalität, hat eine sechsmonatige Drogentherapie hinter sich und holt mit 38

Jahren sein Abitur auf einer Abendschule nach. Die Kraft, nach 20 Jahren mit der Kriminalität aufzuhören, gewann er dank einer Psychologin, eines Seelsorgers und der ständigen Auseinandersetzung mit sich selbst, umgeben von nichts außer Stille und seinen Gedanken.

Als Dennis erzählt, wird schnell klar, dass Momente im Gefängnis, in denen man für sich allein ist, eine Seltenheit sind. Vormittags müssen die Gefangenen einer Arbeit nachgehen, nachmittags ist eine Stunde Rundgang für alle, und die restliche Zeit verbringt der Gefangene in seiner Zelle. Jedoch nicht unbedingt allein. Dennis musste sich öfter die Zelle mit weiteren Insassen teilen. Zur Ruhe kam er selten. „Da ist immer eine Grundanspannung in dir.“ Denn entweder musste er den strikt vorgegebenen Aufgaben als Hausarbeiter nachgehen, wie beispielsweise Essen ausgeben und die Duschen und Toiletten putzen, oder er saß mit einem Fremden in einer Zelle.

Auf die Frage, welche Geräusche Dennis mit dem Gefängnis assoziiert, antwortet er prompt: „Den Schlüssel. Den Zellschlüssel. Egal, wo du durchgehen wolltest, vor dir ging die Tür mit diesem Geräusch des Schlüssels auf und hinter dir direkt wieder zu.“ Auch ständige Durchsagen, permanentes Gequatsche und das Klappern an den Fenstergittern sind für Dennis Dinge, die für ihn zu diesem, wie er ihn beschreibt, kalten Ort Gefängnis, voller trauriger Gestalten und ohne Harmonie und Freude, dazugehören.

„Man hört ständig das Rasseln der Schlüssel, ständig das Auf- und Zuschließen und das Zufallen der Metalltüren“, erinnert sich auch Marcel. Für ihn ist das Gefängnis ein unglaublich lauter Ort. „Wenn es Inseln der Stille und Ruhe gab, waren sie immer angenehm und so selten, dass Stille als Luxus empfunden wurde.“ Nur zwischen Mitternacht und drei Uhr morgens hat Marcel das Gefängnis als still erlebt und

konnte sich etwas beruhigen, mit dem Wissen, tatsächlich von niemandem gestört zu werden. Viele Gefangene empfanden die Geräuschkulisse als furchtbar, sie wirkte einschüchternd. Auf den sogenannten Pisten, den verschiedenen Stockwerken, die in der Mitte offen sind und so den Blick in die anderen Stockwerke ermöglichen, domi-

## „Man hört ständig das Rasseln der Schlüssel, ständig das Auf- und Zuschließen und das Zufallen der Metalltüren.“

niere meistens ein sehr lauter, männlicher und oft auch beleidigender Ton. Für neue Insassen könne das zum Schockerlebnis werden, und viele könnten erst aufatmen, wenn abends das Brett an der Tür verschlossen wird. „Die Zelle beschützt einen paradoxerweise“, erklärt Marcel, der die meiste Zeit eine Zelle für sich allein hatte. Mit 16 Jahren fand er es schrecklich, allein zu sein, und fühlte sich einsam, doch das Gefängnis hat ihm beigebracht, sich selbst ertragen zu können. Er wollte dem Lärm des Gefängnisses so oft es ging entfliehen und ließ sich dafür von einem Seelsorger heimlich in die Kapelle bringen. „Dort war ich eine Stunde eingesperrt, ohne klappernde Schlüssel. Die Stille hatte etwas Heilsames für mich.“

Wenn Dennis von seiner Anspannung im Gefängnis erzählt, ist deutlich zu spüren, wie diese ihn komplett eingenommen hat. Er suchte sich verschiedene Wege, um diesem Gefühl zu entkommen. Er nutzte die Möglichkeit, zweimal in der Woche Sport zu treiben. Eine Stunde Badminton und eine Stunde Laufen. „Draußen an den Knastmauern entlang. Das waren schöne Momente, schöne Stunden.“ Eine weitere

Ablenkung war für ihn die Musik. Er erzählt, dass ihn Musik schon immer durch sein Leben begleitet habe und er mit den meisten Liedern eine Erinnerung verbinde. Im Gefängnis ist es nur möglich, Musik zu hören, wenn man sich mit seinem am Tag erarbeiteten Geld einen Fernseher mietet, mit dem man auch Radioprogramme empfangen kann. Einfach seiner Lieblingsmusik zu lauschen, um den kalten Mauern zu entfliehen, gestaltete sich als schwierig. Dennis versuchte es trotzdem immer wieder, mit der Musik, die ihm zur Verfügung stand, schaute viel VIVA und hörte die Charts.

„Die Zelle ist kein angenehmer Raum. Man vergisst nie, wo man ist. Immer dieses helle Neonlicht, diese ekligen Matratzen und das Geschrei von draußen.“ Was ihm am ehesten seine Anspannung nehmen konnte, war eine Meditationsgruppe, die ein Pastor wöchentlich anbot. In dem verabredeten Raum durfte nicht gesprochen werden. Der Pastor schlug eine Klangschale an, dann liefen alle acht Teilnehmer ein paar Runden im Raum umher. Danach setzten sich alle und versuchten, zu meditieren. Dieser Ablauf wiederholte sich regelmäßig, und die Zeit des Meditierens verlängerte sich nach und nach. Alle Beteiligten nahmen diese Sitzungen sehr ernst, denn es gab sonst wenige Möglichkeiten, sich zu entspannen.

Auf die Frage, wie er dem Gefängnislärm entflohen sei, wenn er nicht in die Kapelle konnte, kommt Marcel ebenfalls auf das Thema Musik. Er zeichnete gerne Mix-Tape-Kassetten auf, um nicht nur von dem laufenden Fernseh- und Radioprogramm abhängig zu sein. Manchmal gab es im Gefängnis auch kleine Konzerte von Musikern, zu denen er sich anmelden konnte. Zudem beteiligte er sich in der JVA Hannover an einem ehrenamtlichen Radioprojekt des Senders Leinehertz 106.5. Eine Stunde lang wird jeden Monat direkt aus dem Gefängnis gesendet. Gefangene dürfen Musikwünsche äußern und das Programm inhaltlich mitgestalten. Marcel berichtete

dann von seinem Job in der Küche und erklärte, wie sein Tagesablauf aussah. Die aktive Teilnahme an diesem Programm und der Kontakt zu Nicht-Gefangenen waren eine erfreuliche Abwechslung. Die meisten Gefangenen sind darum bemüht, ihrem Gefängnisalltag zu entfliehen und suchen hierfür individuell ihre Wege. Marcel kritisiert jedoch, dass die Angebote, die geschaffen werden, sehr gering sind. Ein Projekt wie das des Radiosenders Leinehertz 106.5 sei auf keinen Fall die Regel, sondern die Ausnahme. „Selbst das Therapieangebot ist zu wenig. Man muss lange darum kämpfen und alle überzeugen, dass man sich ernsthaft verändern will, bevor man ein psychologisches Programm in Anspruch nehmen kann.“

Stille erscheint in den Gesprächen mit Marcel und Dennis als etwas unfassbar Kostbares im Gefängnis – als eine Art Luxusgut. Lärm, typische Geräusche und ihr Versuch, dem Ganzen zu entfliehen, dominieren in ihrer Erinnerung an diese Zeit. Doch war die Stille ausschließlich gut? Dennis hat die Stille die meiste Zeit als Entspannung empfunden. Doch das war nicht immer so. An seinem ersten Tag im Gefängnis überkam ihn eine andere Art der Stille. Er beschreibt diesen Tag, als sei es gestern gewesen, als er mit seiner Tasche am Gefängnis klingelte, sich noch einmal umdrehte, in die Ferne sah und dann hineinging. Wie die Tür hinter ihm zuging, er seine Gefängniskleidung anziehen musste, wie er von A nach B geschoben wurde, ohne zu wissen, was als Nächstes folgen werde, und plötzlich allein in einer Zelle stand. „Dann sitzt du da auf einem Stuhl und weißt nicht, wie es weitergehen soll. Zum ersten Mal in der Zelle, war die Stille wie ein schwarzes Loch.“ Dennis beschreibt seine damals gefühlte Hilflosigkeit. Alles erschien ihm so surreal, und ihm wurde klar, dass er nicht mehr frei war. In diesem Moment empfand er die Stille als Last und Strafe.

Für Marcel war es ähnlich. „Ich lag die erste Nacht wach und wurde von Kopfk-

no geplagt. Ich malte mir aus, was mir an diesem Ort für schlimme Sachen passieren könnten.“ Ein unmittelbarer Ansprechpartner fehlte. Diese Stille füllte er nach und nach mit seinem Glauben, er schaffte sich imaginäre Personen und machte sich Gedanken über Gott. Er hörte nachts gerne in sich hinein und verspürte immer mehr das Bedürfnis, alles zu reflektieren. So kam es, dass er im Januar 2015 für eine Woche in die JVA Sehnde ging, um an einem NAIKAN-Seminar teilzunehmen. NAIKAN (NAI - Inneres, KAN – beobachten) ist ein in Japan weitverbreitetes Meditationsverfahren, das meditative und psychologische Aspekte vereint. Es geht darum, sieben Tage in Stille zu verbringen, ohne jegliche Ablenkung. In dieser Zeit beschäftigt man sich mit Personen, die einem sehr wichtig sind. Man stellt sich drei Fragen: Was hat diese Person für mich getan? Was habe ich für diese Person getan? Was habe ich dieser Person für Schwierigkeiten bereitet? Zwei Stunden lang beantwortet man sich diese Fragen für eine erlebte Zeitspanne von drei Jahren. Ein NAIKAN-Leiter sucht einen nach diesem Prozess auf, und man beantwortet ihm diese drei Fragen in fünf Minuten. Er nimmt die Erzählungen nicht wer-

## Nach den ersten Tagen wollte Marcel das Seminar am liebsten abbrechen. Die Gedanken und die Stille waren unerträglich.

tend auf und gibt die Anleitung, sich für die nächsten drei Jahre dieselben drei Fragen zu dieser Person zu stellen. Diese Übung durchläuft man bis in die Gegenwart. Danach wendet man sich einer neuen Person zu. Der Leiter versorgt einen darüber hinaus mit Essen und ist die einzige Kontaktperson in diesen sieben Tagen. Nach

den ersten Tagen wollte Marcel das Seminar am liebsten abbrechen. Die Gedanken und die Stille waren unerträglich. Doch er schaffte es, weiterzumachen und dieser extremen Form der Reflexion standzuhalten. „Das ist das Sinnvollste, was mir nach acht Jahren Haft widerfahren ist“, erklärt er heute. Die Auseinandersetzung mit sich selbst ist für ihn oft wichtiger, als Gespräche mit Sozialarbeitern zu führen. Die Stille hat eine entschleunigende Wirkung. „Sie verschafft dir einen Weitblick. Der normale Alltag drückt dir oft eine gewisse Kurzsichtigkeit auf.“ Zudem wurde er sieben Tage lang immer mit einer Verbeugung begrüßt, und sein Leiter erklärte ihm, dass es ihm wichtig sei, vor jedem Menschen Respekt zu haben. Er fühlte sich nicht mehr nur wie der Abschaum, der Loser, sondern vollwertig. Für Marcel ist dieses Seminar sehr wertvoll gewesen. Aus Niedersachsen durften insgesamt fünf Häftlinge daran teilnehmen.

Nach seiner Haftentlassung verreiste Dennis für zwei Wochen nach Osteuropa. Er war zelten. „Ich habe die Stille und Einsamkeit genossen. Das erste Mal draußen im Wald zu schlafen ist ein tolles Gefühl.“

Heute sagt er, nimmt er die kostbare Stille nicht immer so deutlich wahr. Jedoch hat er, wie schlimm es auch im Gefängnis war, einiges dazugelernt. Bei seiner Arbeit mit behinderten Menschen nimmt er sich für alles noch mehr Zeit als zuvor. „Ich weiß nun, wie es ist, wenn man nicht mehr selbstbestimmt leben kann, und was das in einem auslösen kann.“

Für Marcel hat das NAIKAN-Seminar dazu beigetragen, dass er die Stille heute als guten Freund bezeichnet. „Dieser Freund kann aber auch ein Arschloch sein. Denn die aufrichtige Auseinandersetzung mit sich selbst ist oft auch unangenehm. Es ist nicht immer schön, was man da sieht. Aber es bringt dich immer zum Wesentlichen zurück.“

Jana Rebellato

# THE SOUND OF



# THE SIDEWALK

Calling Hanover “The city of music” is probably banal. That music is a big part of this place is pretty obvious: from the the philharmonic orchestra up to the number of great artists who perform on stage at the TUI Arena; not to mention the performances of the students of the “Hochschule für Musik, Theater und Medien”, or the familiar Irish pubs that occasionally give young talents a chance to perform and delight those who go to have a couple of beers.

But that’s not all that grants Hannover its artistic fame. I didn’t find the heart of music on those stages, sitting on the red seats of the Opera; instead I found it on the sidewalks of the town, under the colonnade of the city centre, hiding in the corners of the Marktkirche. Sometimes music was a homeless person playing on an old acoustic guitar, sometimes it was a young student performing popular pieces, or even a gifted child practicing in public to overcome his shyness. Music never leaves the streets of Hannover.

Locals are so used to it that they would often just drop some change without really paying attention to the music, an automatic response to reward those who create the soundtrack of the passersby lives.

Of course, this is not always the case: some people don’t mind spending a few minutes listening, maybe even improvising a few dance steps, especially lovers and toddlers. I remember this very old lady, in a huge canary yellow coat, keeping the beat with her feet and hands, while a jazz trio played “Milestone” by Miles Davis. Nonetheless, most of the time artists don’t seem to care too much whether there is someone listening or if they are just playing for themselves, and maybe that’s exactly what makes their performances so intriguing.

For example, on a cold January evening, when even the city center was silent, as the streets emptied and the houses fill up, I heard the sound of a saxophone. While I followed the notes of that melody that sounded like a sweet lullaby meant to soften the dreams of a dormant Hannover, I saw him. There, just in front of the central station, stood this old man playing jazz. He was totally lost in his own world and didn’t seem to care about the

fact that nobody was there anymore to listen and that I was the only spectator of this amazingly passionate musician’s performance.

I wanted to know more about him, so I waited and waited until he stopped to take a breath. “I am a social researcher, a painter AND a musician, young lady”, he told me. “I come here to practice, I don’t care if nobody is listening or if I don’t make money out of it. I just love doing it. Do you know the jazz club? I am a member of it and tomorrow I will perform live in a band. I need to practice”. He smiled and went back to his music as I moved to give him more space.

I am still convinced he is one of the most eccentric characters I have ever met here. Now, when I think about the word “artist” I cannot help but recall his colorful tie, almost touching the floor, with his homburg hat about to fall off his head, intensely hunched over the shiny instrument.

But one day, while on a stroll around “Markthalle”, I got the chance to assist in one of the cutest scenes ever. A young boy, no older than 6 or 7, was carrying a case that almost made him invisible, leaving only the pompon of his beanie visible as he tried to make his way through the crowd. A few meters behind him, a man in his fifties, presumably his father, was holding a music lectern. “Hier ist es gut”, he said out loud.

I stopped and stood for a couple of minutes to see what was going on. As the father helped him with the sheet music, the child positioned his violin on his neck, took a breath and looked up with big scared eyes. His dad patted him gently on the head and took a step back. As the notes spread through the streets, everyone’s gaze turned to the blonde head of the toddler who was growing more and more confident with every note. I came closer to the father who was happy to share his son’s story with me. “He is studying hard to become a musician, a violinist. But there is this problem with him playing in public. He is too shy”.

If I learnt something in Germany, it’s that people do their best to overcome their limits and to become stronger. Even if that means pushing your overly shy kid into playing in

front of a hundred strangers. Especially music students enjoy using the old town as a testing ground for experimenting with new synergies and styles.

During Christmas time, the music scene becomes even more alive and dynamic. While wandering around the Christmas market, sipping hot spiced wine, I caught myself softly singing an Italian song that I had just heard off in the distance. “Wait. I am still in Germany. Where does this come from?”, I thought. I instantly started looking around as I tried to make it through the crowd, fearing to arrive too late to enjoy a few more strophes of that familiar melody. Finally, I made it and was in front of the cheerful group. It was a trio composed of two boys and a girl. They were playing jazz songs belonging to the Italian tradition, and they were just stunning.

The girl, who as a singer was leading the performance, looked so confident while she gracefully kept time to the music with her shoulders. Every now and then she would use her hands to accompany her scat singing, some sort of subtitle to the jazz artists’ inexplicable language.

Later, I discovered that all of them were students at the Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover, and that they were there to rehearse some pieces. “I love singing in the streets: if I had the time, I would do it every day. It always gives me a new feeling and sometimes it even leads to interesting engagements”, she told me. And that’s exactly what all of those street artists share; sure, if you ask them, at some point they will admit they are glad to gain a bit of money (who wouldn’t be, after all?) but seldom is money that which guides their inner desire to express themselves.

The thing is, if once in a while you just take the time to stop, you will see that Hanover’s street music scene is like a collection of a million unique stories whose protagonists never get tired of telling it through their notes.

Elisa Tarabichi  
ERASMUS student from Italy

# 7 UHR: *DUSCHEN UND MUSIK VOM TABLET*

**Finden wir Stille in unserem Alltag? Suchen wir Orte der Lautlosigkeit oder meiden wir sie absichtlich? Fehlt uns die Stille überhaupt? Ein Student (konstruktiver Ingenieurbau, 25 Jahre alt) und eine junge Mutter (Lehrerin, 33 Jahre alt) haben sich darauf eingelassen, einen Tag lang für den „Saitensprung“ Protokoll zu führen. Beide haben aufgezeichnet, was sie alles an einem ganz normalen Tag hören, und besonders darauf geachtet, ob und wann sie Phasen von Stille erleben. Hier ihre Aufzeichnungen und Erläuterungen:**

## *Der Student*

06:30 – 07:00	Bett – Aufstehen – Wecker überhört, Freundin weckt mich 30 Minuten lang.
07:00 – 07:15	Bad – Duschen – Musik vom Tablet.
07:15 – 07:35	Küche – Frühstück – Gespräch mit Freundin.
07:40 – 08:00	Fahrradweg zur Uni – Verkehrslärm und Fahrtwind.
08:00 – 13:00	Uni – Vorlesungen hören.
13:10 – 13:50	Mensa – Essen gehen – viel Lärm von anderen Menschen.
14:00 – 14:30	Weg zur Arbeit – unterwegs in der Bahn – Reden, Husten und Niesen von anderen Fahrgästen, Bahngeräusche und Durchsagen.
14:30 – 20:00	Büro – Arbeiten – Gespräche mit Kollegen, Telefonate, Tastenanschläge am PC, Radiomusik und Staumeldungen.
20:00 – 20:30	Heimweg – Bahn fahren – noch mehr Husten und Niesen, Durchsagen und Fahrgeräusche, ich telefoniere auf dem Heimweg immer.
20:30 – 21:10	Küche – Abendessen – Musik vom Tablet, Wasserkocher, Kochgeräusche, Gespräche mit Freundin, danach Abwaschen.
21:10 – 22:00	Arbeitszimmer – Arbeit am PC, E-Mails etc. – nebenbei läuft Netflix.
22:00 – 23:00	Bett – Netflix am Tablet.

Stille im Alltag habe ich sehr wenig. Möglich wäre sie auf dem Weg zur Arbeit oder zu Hause. Dabei gehe ich der Stille aber aus dem Weg. Sobald ich ins Bad gehe, höre ich Musik. Bin ich in der Küche oder dem Arbeitszimmer, schaue ich nebenbei fern. Bin ich unterwegs, telefoniere ich mit meiner Familie oder Freunden, weil ich dafür endlich Zeit habe. Ich weiß nicht, wieso ich der Stille aus dem Weg gehe. Vielleicht ist es Langeweile, vielleicht komme ich nicht mit Stille klar.

Mein durchschnittlicher Tag fühlt sich laut an (was ja teilweise gewollt ist). Ich bemerke die Last der Lautstärke aber immer erst abends, wenn ich nach Hause komme. Dann macht es mich sehr müde, und ich falle ins Bett (neben dem Fernseher).

## *Die Mutter*

06:40 – 07:30	Beim Fertigmachen im Bad Musik hören mit dem Handy (YouTube).
07:30 – 08:00	Musik hören während der Fahrt zur Schule (Arbeit) mit dem Handy (meine Playlist).
08:00 – 10:05	Musikunterricht: Hören und Singen von Liedern.
10:05 – 11:25	Vertretungsunterricht: Die Schüler unterhalten sich, singen und hören mit ihren Handys Musik. Ich lasse sie machen, was sie wollen, da es die letzte Stunde vor den Ferien ist.
11:25 – 12:00	Fahrt mit der Bahn: Leute unterhalten sich oder telefonieren mit ihren Handys.
12:00 – 13:00	Termin beim Studienseminar: Gespräch mit dem Seminarleiter.
13:00 – 13:45	Kurzes Treffen mit meinem Freund: Unterhaltung.
13:45 – 15:45	Uni Seminar: Zuvor Treffen mit einer Freundin und gemeinsames Gespräch mit unserer Professorin.
15:45 – 18:00	Ich gehe meine Tochter abholen: Gespräch und Beschäftigung mit meiner Tochter. Fleur guckt ein bisschen Fernsehen.
18:00 – 22:00	Kochabend in der Katholischen Hochschulgemeinde: Gespräche mit vielen Leuten. Es wird Musik gespielt und auch Musik am Klavier gemacht. Vor dem Essen singen alle zusammen.

An diesem Tag habe ich wenig Stille gefunden. Ich habe sie aber auch nicht bewusst gesucht oder vermisst. Manchmal fühle ich mich unbehaglich, wenn es still um mich herum ist. Ich bin Geräusche gewohnt. Ich höre viel und gern Musik. Ich tue dies bei den meisten meiner Aktivitäten. Sogar beim Lernen höre ich Taizé-Lieder, da sie mich beruhigen und ich mich besser konzentrieren kann. Da ich eine kleine Tochter habe, ist Stille für mich eher bedrohlich. Wenn kleine Kinder still sind, schlafen sie oder sie machen Unsinn. Fast alle meine Tage fühlen sich laut an, da ich Lehrerin bin und, wie gesagt, eine kleine Tochter habe. Kinder sind so gut wie nie still; besonders dann nicht, wenn mehrere zusammen sind. Ich meide die Stille nicht, aber es ist oft einfach nicht möglich für mich, Stille zu finden.

**Aufgezeichnet von Zsófia Timár**



# „MUSIK NUR WENN SIE LAUT IST“

Katrin Helmerichs-Naujok leitet Tanzgruppen  
mit gehörlosen Schülerinnen und Schülern

Musik ist die Sprache der Gefühle. In Zeiten der Stille und Nachdenklichkeit mögen wir sie leise. Sie lässt uns träumen, hoffen, erinnern. In anderen Momenten mögen wir sie gern laut, und sie bewegt uns zum Tanzen. Musik ist vielfältig und kann uns so viel geben, auch wenn wir die Gründe nicht immer genau benennen können. Aber was ist mit jenen, denen es verwehrt bleibt, Musik so zu hören, wie wir es tun? Wie gehen sie mit der dauerhaften Stille um? Sehnen sie sich überhaupt nach Musik – etwas, das sie vielleicht nie in seiner ganzen Fülle und seinen einzelnen Elementen erleben können?

Katrin Helmerichs-Naujok ist Choreografin an der Staatsoper Hannover, gibt Musiker-Coachings und leitet Projektgruppen für Kinder und Jugendliche, die gern tanzen lernen möchten. An der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover hat sie ein Studium der Tanzpädagogik absolviert, das sie derzeit durch ein Studium der Sozialen Arbeit ergänzt.

Das Tanzprojekt mit gehörlosen Jugendlichen kam erstmals zustande, als Lehrerinnen und Lehrer einer Förderschule für Gehörlose in Hannover mit dem Wunsch nach einem Projekt mit Körpererfahrungen – etwas Neues für ihre Schülerinnen und Schüler – auf sie zukamen. Mittlerweile ist der Kurs zu einer festen Einrichtung geworden. Ein halbes oder ein ganzes Jahr arbeitet Katrin eineinhalb Stunden pro Woche mit den Jugendlichen, bevor die

Projektphase mit einer öffentlichen Auf-  
führung abschließt. Dabei handele es sich  
ausdrücklich nicht um eine Therapiemaß-  
nahme, betont sie; es gehe vielmehr darum,  
Jugendlichen „Normalität“ zu ermögli-  
chen. „Leider wird den Schülerinnen und  
Schülern zu wenig in dieser Richtung an-

geboten“, sagt Katrin. Das liegt ihrer Mei-  
nung nach nicht nur an fehlenden Geldern,  
sondern auch daran, dass viele Lehrerinnen  
und Lehrer nur wenig Vertrauen in die  
Fähigkeiten der gehörlosen Jugendlichen  
hätten. „Das sind junge Teenager mit den  
gleichen Problemen: sich verlieben, Justin



**Sylvia Zwirner**  
Geigenbaumeisterin

Seelhorststraße 40  
30175 Hannover / Zoo  
fon 05 11 / 2 28 15 02

Restaurationen • Reparaturen • Neubau  
Meisterinstrumente • Schülerinstrumente  
Bögen • Zubehör • Mietinstrumente



Bieber als Idol haben. Warum sollten sie nicht tanzen und Musik machen können?“ Die Jugendlichen hätten ihre Lieblingsgenres, sähen sich YouTube-Videos an und machten Vorschläge, zu welchen Liedern sie gerne tanzen wollten. Genau wie Jugendliche, die normal hören können.

Dennoch muss Katrin natürlich einige pädagogische Besonderheiten und Herausforderungen beachten, wenn sie mit Gehörlosen eine Tanz-Choreografie einstudieren möchte. Auch für sie war das zunächst eine ganz besondere Erfahrung, da sie zuvor nicht mit Menschen mit Hörbeschwerden gearbeitet hatte. Aber einen grundsätzlichen Unterschied zu ihrer Arbeit in anderen Projektgruppen hat sie dennoch nicht wahrgenommen: „Nur wir ziehen diese imaginäre Grenze. Die tun das nicht.“ Die Jugendlichen brächten ihr große Wissbegierde entgegen und seien dankbar für die Normalität, die sie durch die Tanzgruppe erfahren. Katrin wiederum ist dankbar dafür, dass sie viel von den Jugendlichen lernen kann.

Katrins Schülerinnen und Schüler sind Gehörlose, Schwerhörige sowie Cochlea-Implantat-Träger (eine elektronische Hörprothese, die die Funktion des ausgefallenen Innenohrs übernimmt, um Audio-

signale an das Gehirn zu übertragen). Über Sprache zu kommunizieren ist ihnen nicht möglich. Daher rückt die Kommunikation über andere Sinne, insbesondere über den Blickkontakt, in den Vordergrund: „Man muss sich wirklich bewusst dazu entscheiden, mit jemandem zu ‚reden‘. Du kannst das nicht einfach so mal nebenbei machen.“ Auch Katrin muss sich das während der Tanzstunden immer wieder bewusst machen, denn im Tanz arbeitet man normalerweise mit dem Rücken zu den Teilnehmern, im „Back-To-Face“, mit Blickrichtung zum Spiegel. Die Herausforderung sei, nicht in „alte Gewohnheiten“ zu fallen und den Blickkontakt zu verlieren, beispielsweise bei einer Tanzfigur mit Blick auf den Boden.

Aber woran orientiert man sich als Gehörloser in der Musik? Katrin erklärt, dass die Jugendlichen sich in erster Linie auf den Rhythmus konzentrierten. Was uns im Alltag häufig gar nicht mehr so auffalle, sei die Allgegenwart von Rhythmus in unserem Leben. Es gebe den Atemrhythmus, den emotionalen Rhythmus, den Biorhythmus und natürlich den Herzrhythmus. In der Musik bilde der Rhythmus Struktur und Wiederholungen. Doch dafür muss man Musik nicht unbedingt hören. So stellt Katrin die Musikanlage während der

Tanzstunden auf den Boden, damit man die Bässe und den Rhythmus körperlich wahrnehmen kann. Je lauter die Musik ist, desto mehr kann man sie spüren. Das Lied „Musik nur, wenn sie laut ist“ von Herbert Grönemeyer bringe deshalb ziemlich gut auf den Punkt, was sie nach den Tanzstunden mit den gehörlosen Jugendlichen empfinde, sagt Katrin.

Christoph Kastrop





# VERSTAUBTER REGELKATALOG

**Zu einem gelungenen Konzert gehören scheinbar viele Regeln. Wann darf ich klatschen? Was ziehe ich an? Darf ich etwas trinken während der Aufführung? Doch ein „Konzert-Knigge“ ist heute nur bedingt sinnvoll.**

Bei der Suche nach Benimmregeln im Konzert erweist sich das Internet als gute Hilfestellung. Sowohl allgemeine Klassik-Webseiten als auch die Internetpräsenz von Konzerthäusern helfen dem unerfahrenen Konzertgänger dabei, sich eine Vorstellung von den Regeln zu machen, die für den Konzertsaal gelten. Diese reichen von der passenden Kleidung bis zum angemessenen Applaus während der Aufführung. Allerdings sind viele dieser Regeln eher als ungefähre Richtlinien formuliert: „Um den Musikfluss voll und ganz genießen zu können, empfiehlt es sich, eher am Ende einer geschlossenen Musiknummer zu klatschen. Wer aber so begeistert ist, dass er es einfach nicht mehr aushält, bis zum Schluss zu warten – der soll seinem Jubel freien Lauf lassen“, schreibt die Komische Oper Berlin auf ihrer Webseite.

Damit relativieren die Konzerthäuser ihr Verhältnis zur Tradition – verwehren ihr aber nicht vollends die Bühne. Es ist ein Kompromiss, der hier von den Verantwortlichen der Öffentlichkeitsarbeit eingegangen wird. Er soll die langjährigen Abonnenten nicht aus ihrer vertrauten Kulturstätte verschrecken, die sich mit allzu legerem Auftreten der Jüngeren konfrontiert sähen. Zu-

gleich soll der Gang ins klassische Konzert für erstmalige Besucher nicht zur Mutprobe werden.

Als Daniel Hope vor acht Jahren das Buch „Wann darf ich klatschen?“ veröffentlichte, war der Großteil der Konzerthäuser scheinbar noch nicht bereit, seinen Verhaltenskodex anzupassen. Der Solo-Violinist und Autor Hope berichtet von strafenden Blicken, die dem allzu enthusiastisch reagierenden Zuhörer beim Applaus zwischen den Sätzen einer Sinfonie zugeworfen wurden. Mit dem Erscheinen dieses Buches sowie weiterer Literatur in ähnlicher Manier muss ein Umdenken in den Konzerthäusern eingesetzt haben.

Während also in den Konzertsälen die Regelkataloge unter den Sitzreihen hervorgeholt und von einer dicken Staubschicht befreit werden, müssten sich die Mitarbeiter der Konzerthäuser nun aber auch daran machen, den Ursprung des Konzert-Knigges in verständlicher Sprache zu erklären. Denn eine etwaige Unattraktivität des Konzertbesuchs für Neulinge wird auch von dem Bild genährt, eine unverständliche, fremde Welt zu betreten. Dass beispielsweise zwischen mehreren Sätzen nicht geklatscht wird, geht auf den Gedanken zurück, dass die Summe aller Teile mehr sei als jeder Teil für sich. Demnach entfaltet das Musikstück erst in seiner ungestörten Gesamtheit die komplette Wirkung – das Klatschen würde also zwi-

schendurch stören. Die Kleiderfrage konnte und kann ebenfalls eine Barriere sein. Aber auch hier zeichnet sich allmählich Entspannung ab. Durchaus sympathisch gibt sich das Konzerthaus Wien und schafft es, pragmatisch und mit Witz den Konzertbesuch zu entmythisieren: „Zur Bekleidung im Konzert ist prinzipiell zu sagen: Ja.“

Die Konzerthäuser sind also durchaus offen für Neues, lockern ihre Strukturen und entwickeln neue Konzepte. Warum sich die Abschaffung der starren Regeln bislang noch nicht herumgesprochen hat, ist fraglich. Womöglich braucht es eine offensive Herangehensweise, um dies den Leuten näherzubringen, und womöglich könnten Kontrastprogramme hier helfen. Während es sogar schon offene Konzerte gibt, die aus dem Saal hinaus und auf eine Wiese zum Sonntagspicknick verlegt werden, könnte eine Veranstaltungsreihe begonnen werden, die eine Inszenierung des traditionellen Regelkatalogs vorsieht. Also eine Veranstaltung für die Hardliner unter den Operngängern. Die Mobiltelefone müssen am Eingang abgegeben werden, die Damen erscheinen im Abendkleid, die Herren geben den Pinguin, und mit einem zwinkernden Auge (oder auch nicht) lassen sie ganz sittsam die Tradition hochleben. Für die „Generation Smartphone“ würde ein solches Konzept übrigens auch funktionieren. Der Titel der Veranstaltung: „Detox in der Oper“.

Sarah Wahnelt



AUSGESTRICHEN





# E I N M A L S T U M M B I T T E !

„Klar kann ich einen Horrorfilm gucken! Mit voller Beleuchtung. Bewaffnet. Und ohne Ton.“ Jeder hat es schon einmal getan. Bei einer furchtbar angsteinflößenden Szene eines Horrorfilms einfach die Soundspur deaktiviert – und schon ist das Übel erträglicher geworden.

Horrorfilme stoßen allgemein auf viel Zuspruch. Gern geht man mal wieder mit seinen Jungs ins Kino, um einen „richtig heftigen Schocker“ zu gucken. Gern hält man die Liebste im Arm, während auf dem Bildschirm gerade ein Kerl anfängt, mit einer Motorsäge die Studentin, die gerade

noch nach dem Weg gefragt hat, zu bearbeiten. Die Filmindustrie investiert auch in diesem Sektor in aufwendige Produktionen, um das Ergebnis noch besser und schockierender zu gestalten. Besondere Aufmerksamkeit gilt dabei dem Ton. Denn auch wenn die Bilder allein schon bedroh-

lich genug sind – erst das Zusammenspiel mit der Musik und diversen Soundeffekten lässt uns erschauern und trifft uns mitten ins Mark. Aber warum ist das überhaupt so?

Das Kunstphänomen „Horror“, das uns in vielen unterschiedlichen historisch-kulturellen Kontexten begegnet, findet seinen Ursprung zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Diverse Theater, wie zum Beispiel das Londoner Adelphi Theatre oder das Pariser Théâtre du Grand Guignol, waren auf Horrorstücke spezialisiert, die sich meist an sogenannten Schauerromanen orientierten. Die erste filmische Darstellung, nach dem weltbekanntesten Roman von Mary Shelley, war im Jahre 1910 der Stummfilm „Frankenstein“.

Mit dem allgemeinen technischen Fortschritt wurden auch die Möglichkeiten vielseitiger, einen solchen Horrorfilm zu kreieren. Es folgten der Tonfilm, der Farbfilm und bis heute eine riesige Palette an Tools zur Effekthascherei. Aber kein Effekt ist so intensiv und ausschlaggebend wie die Musik – sie kann einem Film eine zusätzliche Ebene verleihen, wodurch eine ganz neue Stimmung erschaffen wird.

Nehmen wir eine filmische Szene, in der ein Spielplatz zu sehen ist und die Schaukel sich leicht nach vorne und hinten bewegt. Die erste Variante einer musikalischen Untermalung ist ein freundlicher und harmonischer Orchesterklang und eine unbeschwerter Melodie. Wir als Zuschauer sehen einfach einen Spielplatz, zu dem eventuell gleich einige Kinder tapsen, um zu schauen, sich auszutauschen.

Die zweite Variante der musikalischen Untermalung sind quietschende Geigentöne, surrende Bässe, bedrohliche Klangcluster und Stille. Uns wird suggeriert, etwas sei nicht in Ordnung, und wir empfinden Angst.

Angst. Ein menschlicher Urinstinkt, der vielerlei auslösen kann. Das Atmen fällt uns schwer, wir sind angespannt, extrem aufmerksam. Unser Puls wird schneller, und ein vermehrter Ausstoß von Adrenalin sorgt dafür, dass wir möglichst schnell reagieren können.

Der Kölner Musikwissenschaftler Frank Hentschel, der in seinem Buch „Töne der Angst“ (2011) Musik in Horrorfilmen ana-

lysiert, behauptet: Angst sei eine Gefahrenvermeidungsstrategie. Wenn intakte harmonische Musik zerstört werde, löse das bei uns Menschen automatisch das Gefühl der Angst aus. Dissonanzen, Cluster sowie nicht erkennbare musikalische Zusammenhänge haben eine aufreibende Wirkung. Genauso gehen schrille Töne und unpassende melodische Phrasen direkt unter die Haut. Hentschel fährt fort: Der akustische Sinn sei für die Einordnung von Gefahren am wichtigsten. Das Unheil muss demnach zu hören sein, damit man ihm aus dem Weg gehen kann.

Aber letztlich sind wir selbst dafür verantwortlich, ob wir die Angst an uns heranzulassen. Mitunter setzen wir uns sogar bewusst dem physischen Leiden des Angst-Empfindens aus. Wir brauchen halt manchmal den Kick.

Clara-Liliane Strutz

# STILLE, DIE

<b>Wortart:</b>	Substantiv, feminin
<b>Worttrennung:</b>	Stil le
<b>Beispiel:</b>	in aller Stille
<b>Synonyme:</b>	Ruhe, Lautlosigkeit
<b>Herkunft:</b>	mittelhochdeutsch stille, althochdeutsch stilli
<b>Größter Feind:</b>	der Lärm (s. „Nicht so laut bitte“, S. 45)
<b>Aktueller Status:</b>	sehr selten, extrem vom Aussterben bedroht, absolutes Luxusgut
<b>Direkt verwandt mit:</b>	Andacht, Kontemplation (s. „Ruhig und vertraut“, S. 48)
<b>Entfernt verwandt mit:</b>	Musik, Generalpause, Meditation, Schweigen, Totenruhe, Nichts, Universum
<b>Zuletzt gesichtet in:</b>	Bibliothek, Kirche, Kloster
<b>Wird benötigt zum:</b>	Musizieren, Telefonieren, Konzentrieren, Lernen, Lesen, Entspannen, Erholen, Leben, Schlafen

Die *Stille* (von althochdeutsch *stilli*: ohne Bewegung, ohne Geräusch) bezeichnet die empfundene Lautlosigkeit. Sie ist ein meist wohlthuender Zustand, völlig frei von Geräusch und Tönen.

Wenig wird so sehr unterschätzt wie die Stille. Unsere Sinne verlangen beständig nach Amüsement und Spektakel, Ruhe scheint kaum von Wert zu sein. Wir agieren und konsumieren, weil unsere Sinne uns dadurch Glück verheißen. Aber in Wahrheit kann uns nichts so tief berühren wie die Stille. Wenn wir uns selbst näherkommen wollen, ist die Stille Dreh- und Angelpunkt von allem. Um sie kennenzulernen, müssen wir nur damit beginnen, Dinge wegzulassen, die unnützlich sind. Wir lassen einfach das Spektakel und Getue weg, und zum Schluss wird das übrigbleiben, wofür es wirklich geht. Stille.

Roland Kolb



# ZWISCHEN DEN OHREN DES ZUHÖRERS

Warum die Arbeit eines Akustikers viel mehr ist als physikalische Berechnung

„Ach, dieses ganze Drama um die Elbphilharmonie, das finde ich einfach nur noch lächerlich“, sagt Vladimir Szynajowski auf die Frage, was er von Hamburgs neuem Aushängeschild halte. Meint er damit die ganze Aufregung um die Eröffnung? Bezieht er sich auf den Prunkbau an sich? Oder spricht er doch von den enorm gestiegenen Investitionen in das Projekt? Nach einer kurzen Pause klärt er dann auf: „Wissen Sie, in Deutschland wurden ohne jegliches Gemecker Milliarden an Euro für den Neu-

oder Umbau von Stadien ausgegeben. Und auch der Einsatz von Sicherheitskräften bei den Bundesligaspielen kostet jede Saison mehrere Millionen Euro. Aber wenn eine Stadt einen dringend benötigten Konzertsaal baut, dann regen sich bei 700 Millionen Euro alle auf.“ Die Aussage und der Vergleich überraschen. Dass er ein Befürworter der Elbphilharmonie ist, war zu erwarten. Aber aus dieser Perspektive wurde die Debatte um Hamburgs neuen Konzertsaal bisher noch nicht geführt.

Dass Szynajowski sich mit dem Problem der Kosten und der öffentlichen Reaktionen darauf so engagiert auseinandersetzt, liegt an seinem Beruf als Akustiker. An der Staatsoper Hannover hat er 2015 am Umbau des Konzertzimmers und des Orchesterproberaums mitgearbeitet. Täglich hat er mit Kulturinstitutionen zu tun, deren Finanzhaushalte nach jeder Spielzeit aufs Neue hinterfragt werden. Wie viel Zuschuss erhalten Theater- und Opernhäuser noch von der Stadt? Wie können die Stätten der Hochkul-

tur sich noch rechtfertigen, wenn ihnen doch zugleich das Publikum langsam „wegstirbt“? Sanierungen oder Neubauten von Konzertsälen sind nicht alltäglich. Schließlich geben die Häuser bereits viel Geld für erstklassige Orchester und Solisten aus – wie soll da noch ein Akustiker bezahlt werden?

Szynajowskis Beruf ist aufgrund solcher Entwicklungen in der deutschen Kulturlandschaft nicht leicht. Zudem bleibt sein Werk häufig unentdeckt. Dem Publikum fällt die Akustik in einem Konzertsaal meist erst dann auf, wenn das Klangerlebnis nicht seinen Erwartungen entspricht. Ansonsten ist eine gelungene Saalakustik quasi nicht hörbar. Genauso wie das neue Paar Schuhe nach einem Tag Stadtbummel nicht spürbar sein sollte.

Mit der Berichterstattung über die Elbphilharmonie und den japanischen Star-Akustiker Yasuhisa Toyota ist das Schaffen von Szynajowski und seinen Kollegen gleichwohl ins Bewusstsein der deutschen Konzertgänger gelangt. Die große Frage, die Akustiker bei jedem Projekt beschäftigt: Wird der Klang denn auch wirklich so sein, wie er geplant war? Eine sichere Antwort gibt es darauf nicht. Es gibt zwar Formeln, um die wichtigen akustischen Kenngrößen zu errechnen und darauf aufbauend den Raum zu gestalten. Aber wie sich ein solch innovatives akustisches Design wie das der Elbphilharmonie schließlich im voll besetzten Saal anhört, ist kaum zu berechnen. Es ist zwar durchaus üblich, ein Modell des Konzertsaals im Maßstab 1:10 zur Klangsimulation anzufertigen. Doch auch dies entspricht noch nicht vollkommen der Realität. Das Warten kann den Akustikern also noch nicht abgenommen werden. Einzig die Erfahrung bleibe dann als Referenz, sagt Szynajowski.

Die Arbeit eines Akustikers beschränkt sich allerdings nicht auf bloßes Berechnen. Einen großen Teil seiner Arbeit an einem Projekt verbringt Szynajowski in der Rolle des Diplomaten. Zu einem gelungenen Neu- oder Umbau gehöre die Auseinandersetzung und Kommunikation sowohl mit dem Innenarchitekten als auch mit den Musikern des Orchesters. Diese unterschiedlichen Disziplinen aufeinander abzustimmen

sei eine der schwierigsten und zugleich interessantesten Facetten an seinem Beruf. „Die herausforderndsten Projekte sind immer solche, bei denen mehrere Parteien an der Planung beteiligt sind. Als ich im Jahr 2015 bei der Neugestaltung der Christuskirche in Hannover mitgearbeitet habe, gab es neben den üblichen Akteuren noch das Denkmalamt, Privatleute, die Stadt und die Landeskirche, die ihre Visionen realisiert sehen wollten.“

Vor allem die Kooperation mit den Musikern im Orchester ist für den Akustiker spannend. Für die Neugestaltung des Orchesterproberaums der Staatsoper hat Szynajowski eng mit den Orchestermusikern zusammengearbeitet. Die einzelnen Register hatten während des gesamten Prozesses die Möglichkeit, sich mit Vorschlägen einzubringen. Nachdem etwa 80 Prozent des Umbaus abgeschlossen waren, stand ein erstes Probespiel an. Während der Probe wurden Messungen gemacht, die im Anschluss mit dem Eindruck der Musiker verglichen wurden.

**Vladimir Szynajowski: „Leider erkennen viele Betreiber von großen Hallen oder Sälen erst viel zu spät die Bedeutung meines Berufs an.“**



Um den Musikern einen optimalen Probe- raum zu bieten, kommt es auf viele Details an: Bei welchem Fußbodenbelag können sich Cellisten und Kontrabassisten am besten selbst hören? Wie optimal sind LEDs, wenn sie nicht das komplette Farbspektrum abdecken und deshalb für ein ungemütliches Ambiente sorgen? Es ist die Aufgabe des Akustikers, diese potentiellen Probleme schon in der Planung zu berücksichtigen.

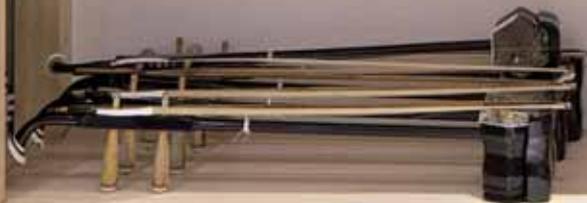
„Leider“, klagt Szynajowski, „erkennen viele Betreiber von großen Hallen oder Sälen erst viel zu spät die Bedeutung meines Berufs an. Ich werde häufig erst dann hinzugebeten, wenn der Bau abgeschlossen ist und sich nach dem ersten Jahr im Betrieb die Klagen häufen. Das zieht natürlich höhere Kosten nach sich, als wenn ich von Anfang an beteiligt gewesen wäre.“

Ein Konzertsaal, wie er vor dreihundert Jahren gebaut wurde, würde heute übrigens überhaupt nicht mehr funktionieren, ergänzt der Akustiker. „Das liegt zum Teil an den wesentlich lauterem Hintergrundgeräuschen. Die durchschnittliche Umgebungslautstärke ist seit den römischen Amphitheatern deutlich angestiegen. Aber auch die Orchester sind größer und lauter geworden. Als die Musik aus den königlichen Musikzimmern in eigene Säle geholt wurde, war mehr Platz für mehr Musiker da. Die Komponisten reagierten auf diese Veränderung, und die Besetzung für die Stücke wurde vergrößert. Dadurch änderten sich schließlich auch die Ansprüche an einen Konzertsaal.“

Und wo ist der beste Sitzplatz im Konzert? Szynajowski schmunzelt und zieht ein A4-Blatt zur Veranschaulichung heran: „Stellen Sie sich vor, die Bühne befindet sich am langen Rand des Blattes. Teilen Sie die Sitzplätze in drei Drittel: rechts, links und mittig. Am besten hören Sie, wenn Sie einen der Plätze wählen, der genau auf den beiden Linien zur Unterteilung liegt. Also im rechten oder linken Drittel. Dort ist der Abstand zu den Reflektoren an den Seiten genau richtig. In der Mitte sitzen Sie bereits zu weit davon entfernt, sodass Sie fast ausschließlich den Direktschall hören.“

Sarah Wahnelt

M  
A  
N  
C  
H  
M  
A  
L  
H  
A  
T  
M  
A  
N  
G  
L  
Ü  
C  
K



Musik kann laut sein und den Mitmenschen  
auf die Nerven gehen. Aber geeignete Überäume zu finden  
ist für Musikstudierende gar nicht so leicht.

Dienstagmorgen, fünf Uhr. Am Emmichplatz begrüßen sich bereits die ersten Studierenden – obwohl die Hochschule erst um sieben öffnet. Was sie dort noch zwei Stunden machen? Sie warten.

Für Musikstudentinnen und -studenten der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover (HMTMH) ist nicht der Montagmorgen der stressigste Tag der Woche. Für ihren Übeplan gilt eine andere Zeitrechnung. Die neue Woche beginnt für alle, die in der „Schnecke“ üben möchten, am Dienstag um sieben Uhr. Dann können die Studierenden die Räume bis zum nächsten Montag für sich buchen, pro Tag maximal vier Stunden. Die Eifrigsten stehen schon um fünf beim Pfortner am Emmichplatz – selbst bei Regen und Schnee. Es zählt nämlich auch die Ankunftszeit. Die ersten zehn Personen sind also im Vorteil. Wenn man Dienstagfrüh allerdings verschlafen hat oder die vier Stunden am Tag nicht ausreichen, bleibt nichts anderes übrig, als sich vor die Übezellen im Z-Gang zu setzen und zu warten. Und zu warten und zu warten ...

Auch wenn sie ein eigenes Instrument und eigenes Zimmer zu Hause haben, müssen die meisten trotzdem zur Hochschule fahren, um dort zu üben. Ein Musiker ist nämlich nie allein, wenn er spielt. Die Menschen in seiner Nähe hören ihn. Das führt manchmal zu neuen Freundschaften, häufig aber zu Konflikten – auf jeden Fall hält es die sozialen Beziehungen eines jeden lebendig. Fast jeder, den ich an der Hochschule ansprach, hatte dazu etwas zu erzählen. Als Erster begegnete mir Matthias' im Flur. Er erzählte mir eine kleine Anekdote: „Einmal,

statt in die Schule zu gehen, habe ich zu Hause Klavier geübt. Irgendwann aber rief eine Frau an und schrie wie die Königin der Nacht: Ich dürfe in diesem Mietshaus nicht mehr als eine Stunde üben und müsse sofort aufhören! Ich war echt am Boden zerstört. Diese Nachbarin wohnte unter uns. Mein Vater sagte zu mir: ‚Lass dich von so einer Frau nicht fertig machen.‘ Er zog sich seine holländischen Holzschuhe an, lief den ganzen Tag damit herum und machte so die Nachbarin verrückt. Nach einer Woche kam sie hoch und entschuldigte sich bei mir. Und mein Vater hat die Schuhe ausgezogen.“

Auch Theresa hat Schwierigkeiten mit dem Üben zu Hause. Allerdings nicht unbedingt mit dem „Wie viel“, sondern mit dem „Wo“. „Ich bin Sängerin, aber neulich habe ich angefangen, Saxophon zu lernen. Ich wollte wie gewohnt zu Hause üben. Dabei stellte sich heraus, dass es sogar meiner Familie zu viel wurde. Zuerst bat mein Mann mich darum, in ein anderes Zimmer zu gehen. Ich ging ins Schlafzimmer. Das liegt neben dem Zimmer meiner Mutter. Auch sie sagte, ich sei zu laut, ich solle in die Küche gehen. Ich ging in die Küche. In der Küche war es aber für beide zu laut, also landete ich im Badezimmer. Seitdem übe ich immer dort. Allerdings hört man im Badezimmer Geräusche aus dem ganzen Haus. Ein Nachbar spielt, wie ich, Saxophon, der andere Querflöte ...“

Öffentliche Einrichtungen könnten eine Alternative bieten. Z.B. die alte Schule, deren Räume man mit der Hilfe seiner ehemaligen Lehrer nutzen könnte. Dort wäre man endlich sicher und ungestört. Aber für Andreas ist auch dieser Traum geplatzt: „Ich

habe ein Praktikum an meiner alten Schule absolviert. In der freien Zeit wurde mir der Zugang zu Musikräumen gestattet, um Geige oder Klavier zu üben. Aber an einem Vormittag fühlten sich Lehrer und Schüler im benachbarten Klassenraum gestört. Da man beim Üben häufig einzelne Takte aus einandernimmt und wiederholt, begegnete mir die Lehrkraft des Nachbarrums mit den Worten: ‚Entschuldigung, Sie spielen ja ganz schön, aber könnten Sie nicht vielleicht mal weiterspielen oder etwas anderes anfangen?‘“

So bleibt also doch die Hochschule der beste Ort zum Üben, wenn man die Wartezeit in Kauf nimmt. Der Preis des Übens war nicht immer so hoch wie heute. Als die Musikhochschule 1973 aus dem „Lister Turm“ in das ohrförmige neue Gebäude am Emmichplatz zog, lag die Zahl der Studierenden noch bei 600, heute aber sind es über 1.500. Und viele Räume sind für die heutigen Bedürfnisse zu klein. Dazu kommt: Die Musiker spielen lauter als vor einigen Jahrzehnten. Besonders für Blechbläser sind die Übezellen am Emmichplatz mittlerweile ungeeignet geworden. Zwar hat die Hochschule in den vergangenen Jahren etliche weitere Übemöglichkeiten in anderen Gebäuden geschaffen. Die Bedürfnisse der Studierenden, die immer mehr und lauter üben, scheinen aber immer noch nicht befriedigt worden zu sein.

Deshalb müssen sie auf dem Z-Gang sitzen und warten. Allein oder im Gespräch mit Kommilitonen; mit anderen Aufgaben beschäftigt oder gelangweilt. Ihre Meinungen zur Übesituation sind unterschiedlich, wie ihre Studiengänge, die nicht alle gleich viel

praktische Übung erfordern. Ausnahmslos jeder aber findet es schwer, im Hauptgebäude einen Raum zu ergattern. „Ich übe so viel wie möglich außerhalb der Hochschule, weil ich es stressig finde, mir hier einen Raum suchen zu müssen. Wenn ich in der Hochschule übe, dann eher morgens um 7 oder 8 Uhr, weil es um diese Uhrzeit leerer ist. Da ich dann aber ziemlich früh aufstehen muss, bin ich meistens für den Rest des Tages müde“, sagt eine Studentin aus dem ersten Semester. Eine andere schließt sich dem Gespräch an: „Ich finde, dass man morgens und abends schon einen Raum finden kann, ohne lange warten zu müssen. Ab 13 Uhr ist es aber kaum möglich, weil viele Räume wegen Unterricht besetzt sind. Manchmal hat man Glück und kriegt einen Schlüssel beim Pförtner. Aber oft wird man dann nach 30 Minuten wieder rausgeschmissen.“

Eine Fagottistin erzählt, dass die Fagottisten einen eigenen Raum in der Uhlemeyerstraße haben. Darüber ist sie sehr glücklich, da sie die Situation im Hauptgebäude katastrophal findet. „Von dem Raumverteilungssystem am Dienstagmorgen können nur wenige profitieren. Eine gute Alternative wäre die Bismarckstraße, aber wenn man Semi-

nare hat, reicht die Zeit nicht, zwischen den Kursen hin- und herzufahren“, ergänzt sie. Auch ein Pianist ist der Ansicht, dass es im Verhältnis zur Studierendenzahl im Hauptgebäude nicht genug Räume gebe. „Außerhalb der Vorlesungszeit ist es wirklich schwierig, am Emmichplatz zu üben. Man muss schon viel Geduld mitbringen und hat dann meistens nur zwei Stunden Übezeit.“ Ein Kommilitone erwähnt zusätzlich die Qualität der Überäume. „Ich finde, es gibt vor allem zu wenig gute Überäume. Wenn zum Beispiel die Klaviere in der Bismarckstraße besser wären, wäre das ein attraktiver Übeort, und das Hauptgebäude würde entlastet.“ Ein Jazzbassist erzählt schließlich, dass es am Weidendamm, wo die Fachrichtung Jazz untergebracht ist, bereits ein internes Onlinesystem gebe. Er meint, die Studierenden seien damit zufrieden.

Wie sieht die Hochschulleitung das Problem? Jann Bruns, Vizepräsident der HMTMH, ist der Meinung, die Hochschule biete genug Alternativen. Im Gespräch listet er Möglichkeiten auf, wo überall die Studierenden üben können, wenn sie im Hauptgebäude keinen Platz finden: Es gebe Häuser am Weidendamm (für Jazz-Rock-Pop), in der Bismarckstraße (für Blechbläser), in der Uhlemeyerstraße (für Streicher und Holzbläser) und in der Plathnerstraße (für Alte Musik). Alles in allem seien das mehr als 100 Räume. Bruns überschlägt rasch die damit zur Verfügung stehende zusätzliche Übezeit: 17 Stunden am Tag Zugang zu den Übezellen, mal fünf Tage von Montag bis Freitag, plus zweimal 12 Stunden Zugang am Wochenende, das gilt für 100 Räume – macht mehr als 10.000 Stunden pro Woche. Das sei ein beachtli-

ches Volumen. „Wir haben nicht zu wenig Überäume, wir haben zu wenig Überäume zwischen 10 und 18 Uhr“, fügt der Vizepräsident hinzu.

Gleichwohl beschwerten sich Studierende ständig beim AStA. Und in letzter Zeit, so heißt es dort, viel mehr als noch vor ein paar Jahren. Eine eindeutige Erklärung gibt es dafür nicht. Sind die Neuen motivierter und üben mehr? Studieren mehr Pianisten an der Hochschule als früher? Wegen der vielen unzufriedenen Kommilitonen hat der AStA eine Rundmail verschickt mit dem Aufruf, Vorschläge zur Verbesserung der Situation zu machen. Ein Online-System sei selbstverständlich in den letzten Jahren öfters diskutiert worden. Der AStA könne das allerdings selbst nicht organisieren. Er sei angewiesen auf die Techniker und Geldgeber, die auch mitspielen müssten.

Es gibt Hochschulen in Deutschland, die ein komplettes Online-Buchungssystem für ihre Räume haben. Jann Bruns ist jedoch überzeugt, so transparent wie das jetzige könne kein anderes System sein. Bei der Online-Buchung würden die Leute anfangen, auf Verdacht zu buchen, und am Ende komme es für die Hochschule zu nicht einsehbaren Abläufen. Man müsse in einem solchen System auch strenge Regeln einführen: Wie viele Stunden dürfen Studenten unterschiedlicher Instrumente buchen? Wie kurzfristig kann man noch buchen? Trotzdem kämen dann die Ausnahmeanträge: Wer warum und wo Vorzug haben sollte. Das seien eben die Grenzen des vielleicht moderneren, aber bei weitem nicht so transparenten Systems. Am Dienstagmorgen um sieben Uhr sei dagegen alles transparent: Die Reihenfolge der Terminvergabe, die Echtheit der Personen, die Summe der gebuchten Stunden.

Die hannoverschen Musikstudierenden müssen sich also weiterhin mit dem Spruch trösten: „Morgenstund hat Gold im Mund.“ Zumindest einmal in der Woche.

**Zsófia Timár**

**Heiß begehrt: Die Übezellen in der „Schnecke“ an der HMTMH.**

*\* Die Namen wurden von der Redaktion geändert.*



# VON DER STILLE ZUR NEUGEBOURT

Ein Besuch beim Geigenbaumeister



*„Wenn ich die  
Saiten aufziehe,  
bekommt das  
Instrument eine  
Seele“*

Konzentriert und in sich gekehrt sitzt Zvi Dori auf einem Hocker vor seiner Werkbank. Den Lichtkegel der Tischlampe hat er auf ein Bündel Rosshaare gerichtet, mit denen er später den Geigenbogen neu bespannen wird. Neben dem Bau von Instrumenten gehören nämlich auch Reparaturen und Restaurationen zu seinem Handwerk. Vor 20 Jahren hat sich der Geigenbaumeister dem Instrumentenbau verschrieben; seitdem widmet er sich Streichinstrumenten wie der Geige, der Bratsche und dem Cello. Seit 2004 betreibt er seine eigene kleine Werkstatt im Herzen von Hannover, in der er die Instrumente im feinen und altitalienischen Stil nachbaut.

Die Werkstatt sieht aus, als wäre sie einem Bilderbuch entsprungen: Reste von Holzspänen liegen auf dem Boden verteilt, notdürftig in der Ecke zusammengekehrt. Auf den Werkbänken und in den Schränken liegen Instrumente in den verschiedensten Baustadien. Spielbar sind sie jedoch noch lange nicht. „Bis eine Geige ihren ersten Ton von sich gibt, vergeht ein halbes Jahr“, sagt Zvi Dori. „Solange ist sie stumm“, ergänzt er.



Der Bau eines Streichinstruments ist ein komplexer und langwieriger Prozess. Bevor der Geigenbauer die ersten Bauteile aus einem Holzstück herausarbeiten kann, muss es mindestens fünf Jahre lang ruhen, damit es einen gewissen Grad an Holzfeuchtigkeit erlangt. Andernfalls lässt sich das Material nicht gut verarbeiten und ver-

zieht sich. Für den Geigenbau verwendet Dori typische Klanghölzer. Traditionell werden Hals, Zargen und Boden aus Ahorn gefertigt. Die Decke wird aus Fichte gearbeitet, da diese Holzart eine geringe Dichte besitzt und sich der Klang dadurch beim Spielen schneller entfalten kann.



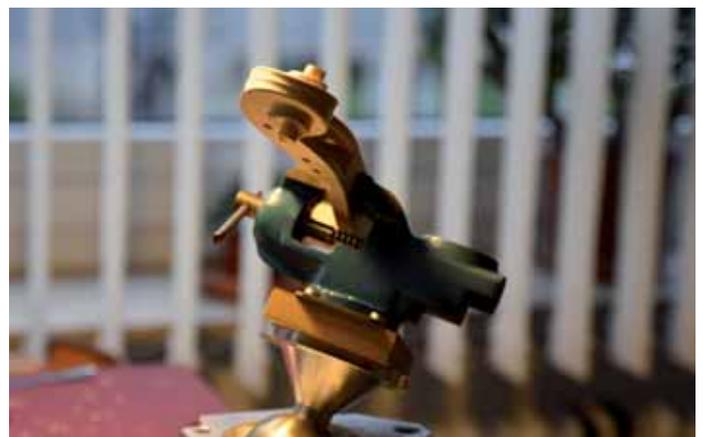
„Am Geigenbau fasziniert mich das Zusammenspiel zwischen lebendigem Material und handwerklichem Geschick“, erzählt der Geigenbauer. Die Ausbildung dauert drei Jahre und erfordert neben Geschick auch viel Verstand, Flexibilität und ein sehr gutes

Gehör. „Es ist ein unbeschreibliches Gefühl, ein Instrument zu bauen, das im Nachhinein eine Seele bekommt“, sagt er, während er den Geigenbogen bespannt.



„In dem Moment, in dem ich die Saiten aufziehe, bekommt das Instrument eine Seele, und der Klang erwacht zum Leben“, betont er lächelnd. „Es ist fortan nicht mehr stumm, sondern erfüllt den Raum mit Klang und Leben.“

Die Saiten werden am Ende des Bauprozesses über die Decke und das Griffbrett gespannt und am oberen Ende des Geigenhalses an den Wirbeln befestigt. Das Griffbrett selbst wird separat auf den Hals geleimt.



Pro Jahr baut Zvi Dori in seiner Werkstatt zehn bis zwölf Instrumente. Die Nachfrage nach den handgemachten Streichinstrumenten ist hoch. Schüler, Studenten, Berufs- und Hobbymusiker sowie Sammler gehören zu Doris treuer Kundschaft. „Der Klang des Instruments entwickelt sich im Lauf der Jahre, in denen es gespielt wird. Es ist nicht nur ein Werkzeug von Musikern, sondern ein Partner fürs Leben“, erklärt er.

Seine Instrumente sind für ihn wie seine eigenen Kinder. Als

besonders emotional beschreibt der Geigenbauer den Moment, in dem er das Instrument zum ersten Mal anspielt. „Wenn ich ein Instrument fertiggestellt habe, dann ist das für mich wie eine Neugeburt eines meiner Kinder“, sagt er stolz, während er eines seiner Meisterstücke in den Händen hält.



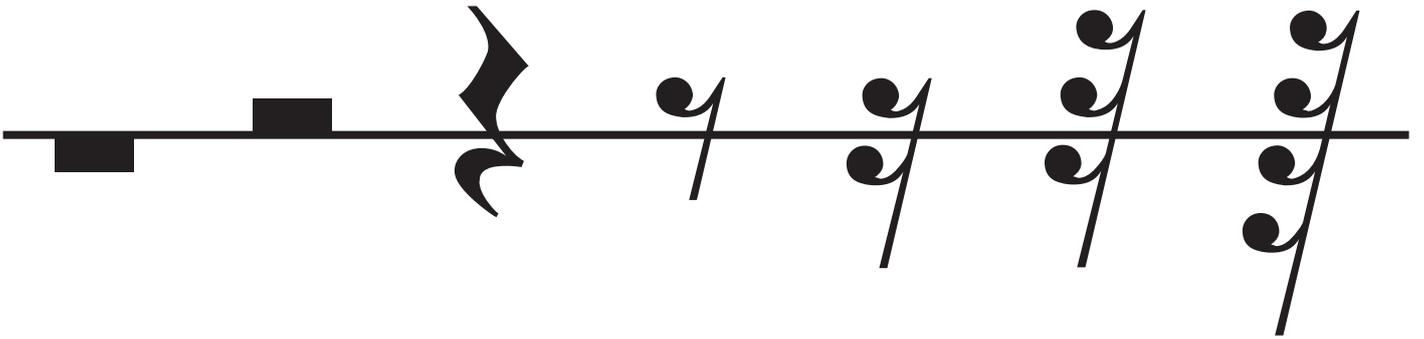
Eine Foto-Reportage von Lara Sagen

**Armin Werner**  
seit 1955

**MUSIKINSTRUMENTE & MEISTERWERKSTATT**  
Peiner Str. 27 - 30519 Hannover - Tel.: 0511 831014  
[www.werner-musikinstrumente.de](http://www.werner-musikinstrumente.de)

**Öffnungszeiten: Montag - Freitag 09.00 - 18.00 Uhr**  
**Samstag 09.00 - 13.00 Uhr**

# DIE STILLE ZWISCHEN DEN TÖNEN



Ivan Repušić dirigiert Verdis Requiem  
in der Staatsoper Hannover

Ein Rascheln in der zweiten Reihe, jemand quetscht Papiertaschentücher in eine zu enge Handtasche. Ein leises Hüsteln von hinten links, ein lautes Husten eine Reihe weiter vorne. Jemand niest mit zugehaltener Nase, als wäre das typisch quiekende Geräusch nicht auch deutlich zu hören. Es ist die Komposition der Stille vor dem ersten Orchesterton. Genau genommen eine gemeinsame Bearbeitung der „Stille“ durch den schneidend kalten Winterwind vor dem Opernhaus in Kombination mit der warmen und trockenen Luft im Zuschauersaal, was zu vermehrtem Schleimausfluss

beim Konzertpublikum führt. Und jene Ruhe nicht einkehren lässt, auf die der Dirigent und Generalmusikdirektor der Staatsoper Hannover Ivan Repušić seit einigen Sekunden wartet.

Denn die „Messa da Requiem“ von Giuseppe Verdi soll in wenigen Momenten ertönen, eine Herzensangelegenheit des Dirigenten, wie er in der Einführung vor der Vorstellung betont hat. Es wartet ein gewaltiges Konzert, mit vier Solisten, von denen drei internationale Gäste sind, dem Chor sowie dem Extrachor der Staatsoper

Hannover und dem Niedersächsischen Staatsorchester, die alle aufgebaut und konzentriert dem Publikum gegenüberstehen und nur auf ein Startzeichen des Dirigenten warten. Auch wenn für die meisten offensichtlich die Musik den Mittelpunkt des Konzertbesuchs bildet, habe ich mir vorgenommen, an diesem Abend ein Ohr für die Stille zu öffnen.

Die Spannung steigt, aber der Geräuschpegel hält an. Wenn man von der Dramaturgie eines musikalischen Stückes spricht, scheint die Stille vor der Aufführung schon dazuzugehören. Ist das Husten und Keuchen vielleicht schon Musik? Klar ist, dass die Stille vor dem Konzert keine Geräuschlosigkeit ist. Und logisch betrachtet setzt der erste Taktstrich einer Partitur das Vorhandensein vorheriger Stille voraus, womit sie doch irgendwie auch ein Teil der Partitur wird. Wie auch immer, das musikalische Konzert beginnt.

Es eröffnen die Celli mit kaum hörbaren langgestrichenen Tönen das Requiem. Dabei brechen sie die Stille nicht, sondern spielen mit ihr, erheben sich aus ihr. Wer hätte gedacht, dass Musik so leise sein kann? Zusammen mit dem Chor und den anderen Orchestermusikern hebt das Ensemble jedoch schnell die Lautstärke. Es ist ja Verdi, da lässt Dynamik nicht gerade lange auf sich

warten. Die erste vollkommene Stille zeigt sich schon in der Mitte des „Introitus“ nach dem fast gehauchtem „Requiem aeternam“ des Chores, das von den sanften Streichern des Orchesters begleitet wird. Hier ist die Stille unumstritten ein Teil der Partitur. Sie ist die musikalische Pause, die sich streng genommen nur in ihrer Funktion von der Stille unterscheidet. Aber auch inhaltlich eröffnet der Einsatz der Stille hier eine neue Ebene. In ihrer Symbolik kann sie ausdrücken, was Töne nicht fähig sind zu erzählen: Was kann den Tod besser beschreiben als die Stille zwischen den Tönen?

Das Konzert lebt neben seinem untypisch opernhaften Charakter durch seine brachiale Dynamik. Der Wechsel zwischen Spannung und Entspannung, Harmonie und Dissonanz ist besonders greifbar. Verdis Requiem schreit seine Zuhörer an – um sie daraufhin wieder mit dem Klang weicher Streichinstrumente zu besänftigen. In diesen Übergängen ist die Stille das dramatischste Element, denn sie sitzt am Ende der lautesten und disharmonischen Stellen und hält deren Spannung, bis sie von den leisen Klängen des einsetzenden Ensembles abgelöst wird.

Der stille Höhepunkt des Konzerts liegt am Ende des Requiems. Das Publikum ist von der musikalischen Gewalt der pausen-

losen Aufführung mitgenommen, zumindest ich bin gerührt, wenn nicht sogar betroffen. Und auch in den Minuten der Solisten ist die emotionale Kraft der Komposition zu lesen. Doch als der letzte Ton verklingt, hält Ivan Repušić die Hände oben. Eine gefühlte Ewigkeit ist der Zuschauersaal totenstill. Kein Husten ist mehr zu hören, kein Rascheln eines Taschentuchs, bis der Dirigent mit ernstem Blick seine Hände sinken lässt und tosender Applaus die Stille bricht. Ivan Repušić hat es getan: Er dirigierte die Stille, als größten Effekt am Ende eines aufwühlenden Konzerts.

Bruno Schubert



# PLÖTZLICH



# STILLE

**Vor ihrem Erfolg bei The Voice of Germany wusste Charley Ann Schmutzler wenig vom Musikbusiness. Heute ist sie froh, dass es ruhiger um sie geworden ist, und arbeitet an ihrem eigenen musikalischen Profil.**

Charley Ann Schmutzler ist bekannt als The Voice of Germany 2014. Sie ist eine von sechs Gewinnern der Musikcastingshow, die seit 2011 in Deutschland zu sehen ist. Charley kommt aus einer künstlerischen Familie und hat sich seit der Kindheit mit der Schauspielerei befasst. Sie besuchte die Schule für Schauspiel in Hamburg, bis sie zu The Voice of Germany ging. In der vierten Staffel gewann sie im Team von Michi Beck und Smudo von den Fantastischen Vier das Finale und widmet sich seitdem der Musik. Mit ihren 23 Jahren steht sie noch am Anfang ihrer Karriere.

In Berlin-Friedrichshain sitzt Charley oft in ihrer Zweier-WG und bemüht sich um Stille in ihrem Kopf, um neue Songs zu komponieren. Sie lebt in einem Durchgangszimmer und vermisst es, ab und an für sich zu sein. „Ich brauche Stille, um zur Musik zu finden, um komponieren zu können“, erzählt sie. Vor The Voice of Germany hatte Charley nichts mit Musik zu tun. Seit der Castingshow arbeitet sie musikalisch viel an sich. Sie nimmt Klavierunterricht, versucht eigene Songs zu schreiben und steckt sich ehrgeizige Ziele, um besser zu werden. „Mindestens ein Song pro Woche“, sagt sie. Das hat sie sich als Ziel gesetzt. Die Schauspielerei ist nach wie vor ein Teil ihres Lebens, doch die meiste Zeit bemüht sie sich um neue Songs. Deutsch sollen sie sein. Seit The Voice of Germany hat sie angefangen, Dinge zu verändern – so auch die Sprache, in der sie singt. „Es hat sich gut

angefühlt auf Deutsch, das passt besser zu mir“, erklärt Charley.

Stille, um sich sammeln zu können, ist für Charley ein entscheidender Faktor, um Kunst zu schaffen. Nicht nur beim Komponieren benötigt sie Stille, sondern auch vor einem Auftritt. Charley beschreibt zwei verschiedene Stille-Momente vor einem Konzert.

Zum einen ist da dieser Moment, wenn sie hinter der Bühne steht. Am liebsten sucht sich Charley einen stillen Ort, um herunterzukommen. Mit Atemübungen, die sie schon aus ihrer Zeit als Schauspielerin kennt, konzentriert sie sich auf ihren Körper und kontrolliert somit ihre Nervosität.

Zum anderen gibt es für sie diesen Stille-Moment auf der Bühne, bevor es richtig

losgeht. „Der Moment ist sehr wichtig, ich sammle mich, stelle den Kontakt zu den Musikern her und gehe sicher, dass alles passt“, so Charley. Höchste Konzentration auf das, was gleich kommen wird, ist angesagt. Diese Stille-Momente verspürt Charley unabhängig davon, ob sie nun auf einer sehr großen Bühne singt oder in einer Bar in Wohnzimmergröße. Daran hat sich nichts geändert. Jedoch hat sich alles andere um sie herum seit The Voice of Germany stark verändert.

Die ersten drei Monate nach ihrem Sieg in der Musikcastingshow liefen für Charley wie gewohnt ab. Viel Pressetrubel, viele Auftritte, schlaflose Nächte voller Arbeit. Danach folgte die plötzliche Stille, mit der die meisten Gewinner von Musikcastingshows zu kämpfen haben. „Mir war das vorher auch schon klar. Ich habe versucht, mich mental darauf vorzubereiten“, erzählt die Gewinnerin. Doch dass mit der gleichen Geschwindigkeit, mit der ihr Erfolg gekommen war, auch die Stille über sie hereinbrechen würde, damit hatte Charley nicht gerechnet.

Vor ihrer Teilnahme bei The Voice of Germany hatte sie nichts mit Musik am Hut und wusste daher wenig über das Business. Sie verstand erst nach und nach, dass der Vertrag mit Universal, den sie als Gewinnerin von The Voice of Germany 2014 bekam, sie eher fesselte und weniger dazu beitrug, sie als Musikerin im deutschen Musikgeschäft zu etablieren. Ihr war bewusst, dass sie weniger Konzerte spielen und kleinere Hallen füllen würde. Jedoch nahm sie selbstverständlich an, dass ihr damaliges Plattenlabel sie in die Musikwelt einführen würde und interessiert daran sei, mit ihr zu arbeiten. „Dass dann nichts mehr gekommen ist, also wirklich nichts mehr, darauf war ich nicht eingestellt“, gibt Charley zu. Nach der Produktion von einem Album war Universal nicht mehr an einer Zusammenarbeit interessiert, und so wurde Charley ein Jahr nach ihrem Sieg bei The Voice of Germany fallen gelassen.

Diese Stille, trotz mentaler Vorbereitung, war erst mal ein harter Schlag für Charley. Im Nachhinein sieht sie das Problem von Musikcastingshows darin, dass einem als

Musiker ein ganz falsches Bild des Musikbusiness verkauft wird. In der Show wird man als Star vermarktet und mit etablierten Künstlern wie Jazzy J oder Gregory Porter auf eine Bühne gestellt. Es wird einem eine Welt aufgezeigt, die in der Musikbranche nur den wenigsten Musikern vergönnt ist. Mit der realen Welt einer jungen Sängerin, die das erste Mal auf einer Bühne steht, hat das Ganze nicht viel zu tun. „Wenn du bei so einer Castingshow gewinnst, bist du kein Star, kein Promi, kein reicher Musiker. Du bist ein Newcomer, und du musst deine Musik und deine Vermarktung behandeln, wie die von einem Newcomer. Das Problem ist, du wirst leider nicht so behandelt“, betont sie. Denn das erfolgreiche Geschäftsmodell der Majorlabels basiert auf den laufenden Musikcastingshows und ist nicht vom großen Durchbruch der Gewinner abhängig. „Die haben kein Konzept für dich im Kopf. Die wollen noch schnell mitnehmen, was geht, aber mehr dann auch nicht“, ergänzt sie.

Für Charley bedeutet Erfolg mit Musik zu haben, wenn man Auftritte haben darf, egal, vor wie viel Publikum, und dabei so viel Geld verdient, dass man seine Miete davon bezahlen kann. Das war es, was sie sich nach The Voice of Germany gewünscht hatte. Aber niemand war bereit, das mit ihr umzusetzen. Trotz dieser Enttäuschung beschreibt Charley die Zeit dort als lehrreich. „Das ist halt eine große Erfahrung, auf so

einer Bühne zu stehen und zu wissen, da sind gerade fünf Millionen Zuschauer vor dem Fernseher, die das sehen“, erzählt sie. Viele Gefühle, die sie bei The Voice of Germany erlebt hat, waren für sie neu. Vor allem das Gefühl, sich trotz des Trubels auf der Bühne fallen lassen zu können und in einem Song aufzugehen. Das hat sie sehr beeindruckt und dazu geführt, dass sie seitdem hauptberuflich Musik machen möchte.

Mit ihrer Band aus Leipzig und Unterstützung durch Musikerfreunde tut sie das auch. Sie lernt noch immer viel Neues dazu, was ihr auf der großen Showbühne keiner beigebracht hat. „Ich musste mich danach erst mal nach unten orientieren“, so die Musikerin. Mittlerweile ist ihr das gut gelungen, und sie genießt ihre Auftritte mit der Band, egal ob sie vor 30 oder 300 Leuten singen darf.

Heute ist Charley froh, dass es erst mal etwas ruhiger um sie geworden ist. Denn so hatte sie Zeit darüber nachzudenken, was für Musik sie machen möchte und wie sie sich selbst als Musikerin sieht. Sie ist davon überzeugt, dass sie das zu einer besseren Musikerin machen wird. Sie arbeitet an ihrem Künstlerprofil und entwickelt sich weiter. Ganz in Ruhe und mit der Stille, die es manchmal braucht, damit sich Musik erst entfalten kann.

Jana Rebellato



Charley Ann Schmutzler gewann die Castingshow „The Voice of Germany“ 2014



Das Saitensprung-Feuilleton

# *FRAU* *STILLE*

Halt! Stopp! Bitte warten Sie doch! Bitte gewähren Sie mir einen kurzen Moment. Ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit – dürfte ich mich kurz vorstellen? Ach, Sie können mich nicht hören? Aber ich bin doch immer da. Na ja, meistens zumindest.

Man nennt mich Frau Stille. Sie können mich immer noch nicht hören? Das wäre auch urkomisch. Ich bin in Ihnen, um Sie herum. Ich bin leise und wohltuend, kann aber auch laut und unerträglich sein, ich trete nirgends in Erscheinung und bin trotzdem immer da.

Ich möchte Ihnen heute eine Geschichte erzählen – von der Stille, also von mir, und wie ich dazu kam. Wie Sie sich vielleicht vorstellen können, war ich nicht immer in dieser besonderen Position, man könnte fast sagen, in dieser Berufssparte, tätig. Eigentlich war ich damals völlig durchschnittlich und normal. Ich ging zur Schule, machte mein Abitur und wusste dann wie unzählige andere Jugendliche nicht, was ich mit meinem Leben anfangen sollte. Mir erschien wirklich nichts logisch. Eine Ausbildung: laut meinen Eltern unter meinem akademischen Niveau. Ein Studium: viel zu anstrengend, mir fehlte es einfach an organisatorischem Geschick und Selbstdisziplin. Auf den Punkt gebracht, war ich faul und lustlos und hatte überhaupt keinen Bock, mich in irgendeiner Art und Weise anzustrengen – nachdem mein Abitur und das damit verbundene „Lernen auf den letzten Drücker“ sämtliche Energie verschlungen hatten.

Irgendwer organisierte mir letztlich irgendwie, vermutlich aus Mitleid für die „ziellosen Jugendlichen“, einen 12-wöchigen Aufenthalt in einem „Kloster“. Du wirst Zeit haben, um zu dir selbst zu finden – haben sie gesagt. Es wird dir gut tun – haben sie gesagt. Und ich dachte nur: Was zum Teufel soll ich in einem Kloster?

Ich erinnere mich, als wäre es gestern gewesen, wie ich an diesem besonderen Ort irgendwo in den Schweizer Alpen ankam. Dieses Gebäude sah überhaupt nicht aus wie ein Kloster. Vor mir lag ein riesiger, gekippter blauer Kubus mit einer ringsherum führenden weißen Treppe, die dann ober-

halb des Kubus in einer bepflanzten, überdimensionalen Dachterrasse endete. Ich war völlig verblüfft und traute mich kaum, einen Schritt weiter zu gehen.

Das Geräusch von quietschenden Reifen riss mich aus meiner Fassungslosigkeit. Vor mir bog ein hellgelber Ford Mustang Shelby gt 500 zackig um die Kurve und hielt direkt vor meiner Nase. Ein fluchender, kleiner, dicker alter Mann in einem babyblauen, viel zu großen Anzug knallte mit einem ‚Rums‘ die Fahrertür zu und kam auf mich zugewackelt. „Da bist du ja endlich. Ging das nicht ein bisschen schneller? Ich habe dich schon herbeigeseht.“ Ich verstand nur Bahnhof. Etwas eingeschüchtert hielt ich einfach meine Hand hin und sagte ganz leise: „Hallo, hier bin ich!“ Der kleine Mann, der übrigens Alfons hieß und der Buchfigur „Alfons Zitterbacke“ irgendwie ähnlich war, forderte mich auf, ihm zu folgen, und führte mich über eine breite Treppe in eine atemberaubende Eingangshalle. Sie war aus blauem Glas geformt und brach das Sonnenlicht auf eine ganz wundersame Art und Weise, so dass es aussah, als wenn lauter kleine Lichttänzer den Raum erfüllten. Alfons bat mich, mein Gepäck vor Ort zu lassen und ihm in die Bibliothek zu folgen.

Für einen so kleinen Menschen hatte er ein extrem hohes Schrittempo, und ich hatte Mühe, nicht den Anschluss zu verlieren. Wir eilten durch unterschiedliche Räume, die alle einen anderen thematischen Schwerpunkt zu haben schienen. Am besten gefiel mir das „Blumenzimmer“ mit der hübschen Tapete, die mich ein wenig an die meiner Oma erinnerte ...

„Husch, husch“, rief Alfons, der schon weitergegangen war. „Nicht trödeln, zum

Stauen wirst du später genug Zeit haben!“ Nach gefühlten 20 Minuten im Eiltempo durch sämtliche vorstellbare Themenwelten erreichten wir die Bibliothek. Noch nie zuvor hatte ich eine so überfüllte und unordentliche Bibliothek gesehen. Man wurde von Büchern förmlich erschlagen, denn als ich über die Türschwelle schritt, knallten mir direkt Tolstois gesammelte Werke vor die Füße.

Alfons reichte mir einen Helm, wie ihn die Männer auf Baustellen tragen. Er zwinkerte mir zu und sagte: „Sicher ist sicher besser!“ Dann kämpften wir uns durch das sich zu allen Seiten auftürmende und über zwanzig Regalbretter in die Höhe verteilte Bücherchaos und erreichten kurze Zeit später eine wunderschöne Bücherlichtung. Ich sage ganz bewusst Bücherlichtung, da es sich um eine komplett bücherfreie Zone handelte, in der ein runder weißer Tisch mit fünf weißen Stühlen stand. Über dem Tisch war ein rundes Glasmosaik-Fenster, und durch das hereinscheinende Licht war die Tischplatte mit unterschiedlichen Blautönen versehen.

Alfons deutete auf einen der Stühle und bat mich Platz zu nehmen. Er verschwand kurz um die Ecke und kam mit einem iPad in der Hand und einem dicken Ordner unter dem Arm zurück. Er setzte sich zu mir, holte ein Walkie-Talkie aus der Hosentasche und sprach mit einer Henriette über Kaffee und Gebäck, was er jetzt gerne in die Bibliothek gebracht hätte. Nachdem er sich mit einem „Du bist ein Schatz, Henni!“ verabschiedet hatte, legte er sein Walkie-Talkie auf den Tisch und musterte mich ausgiebig. Er hörte gar nicht auf, mich so eindringlich anzuschauen, und ich wurde zunehmend nervös. Mir lagen so viele Fragen auf der

*Auf den Punkt gebracht, war ich faul und lustlos und hatte überhaupt keinen Bock, mich in irgendeiner Art und Weise anzustrengen.*

*Dieses Gebäude sah überhaupt nicht aus wie ein Kloster. Vor mir lag ein riesiger, gekippter blauer Kubus mit einer ringsherum führenden weißen Treppe.*

Zunge, wie zum Beispiel „Warum hängt hier nirgends ein Kreuz oder irgendetwas, das auf ein Kloster hindeutet?“ Aber ich brachte kein Wort heraus.

Nach einer gefühlten Ewigkeit brach Alfons das Schweigen und sprach mit sanftmütiger Stimme: „Ariana, ich freue mich so sehr, dich zu sehen. Vermutlich wunderst du dich bereits, warum du überhaupt hier bist. Ich erkläre es dir ... Wir sind kein Kloster, dies zu allererst!“ „Hab ich mir doch gedacht!“, sagte ich etwas forsch. „Ja!“, entgegnete Alfons. „Wir sind kein Kloster, wir sind viel wichtiger. Ariana, wir sind die Stimmung der Menschen, wir sind ihre Gedanken, ihre Emotionen, ihre Wünsche, Hoffnungen und Träume. Wir kommen, wenn sie uns rufen.“

Das Klappern von Geschirr war zu hören, und eine große, sehr schlanke Frau, ein Tablett balancierend, steuerte direkt auf uns zu. Ihren Kopf zierte eine krause rothaarige Mähne, und ihre grünen Augen funkelten. „Ahhhhh... Henni! Schön! Ich danke dir. Das ist sie!“, sagte Alfons und zeigte auf mich. Henriette stellte das Tablett ab, kam näher und musterte mich genauso, wie es Alfons zuvor getan hatte. „Wie schön sie ist“, murmelte Henriette. Und ich hob mal wieder nur die Hand und brachte ein leises „Hey“ hervor. Alfons schüttete eine Tonne Zucker in seinen Kaffeebecher, reichte mir die Kanne und eine weitere Tasse. Zu Henriette sagte er: „Komm, setz dich. Ich erkläre es ihr gerade!“ Ich verstand zu dem Zeitpunkt gar nichts mehr und klopfte leicht an meinen Kopf, um festzustellen, ob ich inzwischen verrückt geworden war.

„Ariana, du bist die Stille! Ich bin die Genugtuung, und Henni ist die Wut...“ Ich

schaute irritiert abwechselnd zu Henriette und Alfons. „Ich bin die was?“, fragte ich etwas ungläubig. „Die Stille“, entgegnete Alfons. „Weißt du, wir werden schon so geboren. Man nennt uns die Traumtänzer. Ohne uns wären die Menschen nur Maschinen – sie hätten keinerlei Gefühle. Sie wären nicht in der Lage, irgendetwas zu empfinden, was nicht mit den Urinstinkten zu tun hat.“ Ich war immer noch verwirrt und fragte: „Angenommen, das stimmt, was ihr sagt, warum ich? Und vor allem, warum die Stille?“

Das war der Anfang, ich sagte ja bereits – ich bin da so reingerutscht. Mit der Zeit lernte ich alles Weitere dazu, lebte mich richtig gut ein, und inzwischen würde ich mich als Profi auf meinem Gebiet bezeichnen. Es gibt unwahrscheinlich viele von uns Traumtäncern. Auf der ganzen Welt sind wir verteilt und haben ganz verschiedene Einsatzgebiete. Wir verlassen unser altes Ich, um den Menschen auf Erden zu dienen und die Welt bunter und lauter oder, wie ich in diesem Fall, leiser zu machen.

Sie fragen sich bestimmt, was jetzt genau meine Aufgabe ist: Alle Geräusche, jegliches Sein ist umgeben von Stille. Ich trete in jeder denkbaren Situation in Erscheinung.

Die Frau, die nach einem Streit mit ihrem Partner verlassen und einsam zurückbleibt: Um sie ist es still. Der Lehrer, kurz vorm Burnout stehend: Er sehnt sich nach Stille. Der Konzertpianist spielt Tschaikowskis Klavierkonzert mit einem leidenschaftlichen Ausdruck und bedient sich der Stille als Stilmittel.

Ich bin in Ihnen, um Sie herum, ich bin leise und wohltuend, kann aber auch laut und unerträglich sein. Ich trete nirgends in Erscheinung und bin trotzdem immer da.

PS: Das Blumenzimmer ist mir der liebste der unzähligen Stimmungsräume ...

Clara-Liliane Strutz

*Ich verstand zu dem Zeitpunkt gar nichts mehr und klopfte leicht an meinen Kopf, um festzustellen, ob ich inzwischen verrückt geworden war.*



# NICHT SO LAUT BITTE

Von akustischer Umweltverschmutzung, Lärm und sonstigem Krach

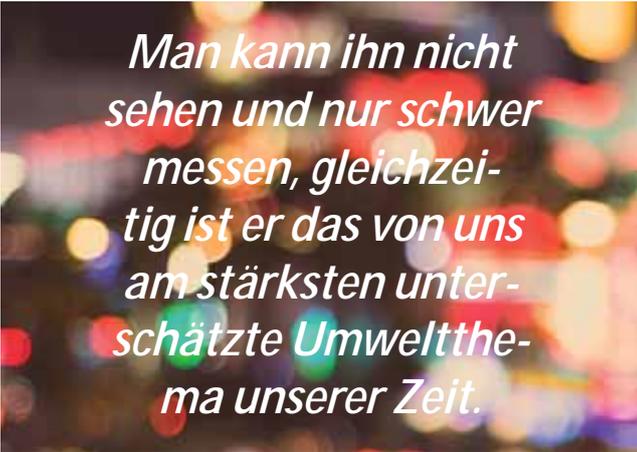
Sie stehen an einer verkehrsreichen Straßenkreuzung, irgendwo in Hannover. Die Fußgängerampel zeigt Rot. Die Geräuschkulisse ist unerträglich: aufheulende Motoren, donnernde Auspuffe, kleine Explosionen, ein Brummen, Kreischen und Pfeifen, Drehzahlspielchen von Motorrädern, Autohupen, Musik aus Autos mit runtergelassenen Scheiben, dazwischen die schrille Sirene eines Krankenwagens, am Straßenrand Bauarbeiten, Presslufthämmer zertrümmern den Asphalt mit Getöse. Das blechern plärrende Handy des Teenies

neben Ihnen fällt dagegen kaum noch auf. Eine fast schon alltägliche Szene. Dann endlich Grün, schnell nichts wie weg. Doch nur wohin?

Lärm ist heute überall, ein fester Bestandteil unseres Alltags. Er liegt auf der Straße, sammelt sich in Hinterhöfen und besetzt permanent den öffentlichen Raum. Lärm ist unkontrollierter Schall, Verlustenergie von unzähligen Maschinen, die in Form von Schallwellen mit hoher Geschwindigkeit in alle Richtungen gleichzeitig ab-

strahlt. Er kann lästig, bedrohlich, nervend, unerträglich, schädigend und sogar tödlich sein. Lärm ist unser moderner Stress- und Störfaktor schlechthin und die von uns Menschen am stärksten wahrgenommene Umweltbelastung. Man kann ihn nicht sehen und nur schwer messen, gleichzeitig ist er das von uns am stärksten unterschätzte Umweltthema unserer Zeit.

Lärm kann aber auch faszinierend sein, denn er ist so unbarmherzig unmittelbar. Unser menschliches Ohr ist immer emp-



*Man kann ihn nicht sehen und nur schwer messen, gleichzeitig ist er das von uns am stärksten unterschätzte Umweltthema unserer Zeit.*

fangsbereit und offen, extrem sensibel, und wir können es kaum künstlich verschließen. Dadurch sind wir Schall unentrinnbar ausgeliefert, ob es uns gefällt oder nicht. Er wirkt fast schon wie eine Art Berührung; eine körperliche, aber auch seelische und manchmal sogar spirituelle. Entsprechend kann Lärm uns heftig schmerzen, krank machen und geistig orientierungslos werden lassen. Uns zerspringt förmlich der Kopf, wenn es zu laut wird, selbst wenn wir uns die Ohren zuhalten. Es ist, als würden sie durch die Handrücken hindurchwachsen, so wie es der französische Künstler Roland Topor in seiner Illustration zu Felix Fénéons „Nouvelles en trois lignes“ dargestellt hat.

Dass sogar Musik zur Qual werden kann, vor allem, wenn sie in Lärm übergeht beziehungsweise als solcher empfunden wird oder wenn sie uns in der Fußgängerzone dauerbeschallt, dass sie gesundheitsschädigend sein und im Extremfall zum Tode führen kann, dass sie ein Mittel der Folter sein kann, dass sie in der Lage ist, Gefühle nachhaltig zu manipulieren, und den Tatbestand der Körperverletzung und seelischen Grausamkeit erfüllen kann, wurde in unserer Geschichte schon sehr frühzeitig erkannt.

Der verstorbene Professor für Forensische Psychiatrie Gerhart Harrer berichtete von einem chinesischen Polizeimeister Ming Ti, der bereits im 3. Jahrhundert v. Chr. angeblich folgendes Gesetz erlassen haben soll: „Wer den Höchsten schmätzt, der soll nicht gehängt werden, sondern Flö-

tenspieler, Trommler und Lärmmacher sollen ihm ohne Pause so lange vorspielen, bis er tot zu Boden sinkt. Denn das ist der qualvollste Tod, den ein Mensch erleiden kann.“ Und den teuflischen Höllenlärm in Dantes „Göttlicher Komödie“ könne man sich so vorstellen, dass die Opfer an einer „ungeheuren, grässlich tönenden Glocke“, die Tag und Nacht läutet, festgeschnallt sind. „Die Schläge der Glocke treffen unaufhörlich das Ohr, so dass der ganze Körper mitbeben muss, bis schließlich der Wahnsinn dem Gemarterten Erlösung bringt.“ Die druckvollen Schallwellen durchdringen dabei die Haut, ja den ganzen Körper des Opfers, bringen das Blut zum Vibrieren und werden von Knochen und Nerven im ganzen Körper verteilt ...

Verglichen damit scheint die Straßenkreuzung ja noch das Paradies zu sein,

kann man nun denken. Dennoch darf man auch den alltäglichen Stadtlärm nicht unterschätzen. Luft-, Straßen- und Schienenverkehr bilden die größten Lärmquellen, denen wir ausgesetzt sind. Hinzu kommen der Umwelt- und der Freizeitlärm. Dem Umweltbundesamt zufolge sind nahezu 80 Prozent aller Deutschen in irgendeiner Weise ungewollt von Lärm betroffen und fühlen sich dadurch in ihrem Wohlbefinden erheblich beeinträchtigt. Am meisten von allgemeinem Verkehrslärm, an zweiter Stelle steht die Belästigung von Nachbarn. Ist Lärm also immer etwas von den anderen und etwas, das uns stört?

Was ist Lärm eigentlich? Diese Frage ist durchaus berechtigt und gar nicht so einfach zu beantworten. Von Natur aus gibt es nämlich keinen Lärm. Er entsteht erst in unserem Kopf. „Als Lärm empfinden wir Geräusche, die nicht in eine Situation hineinpassen, wenn sie nicht zu dem gehören, was wir gerade tun möchten. Wenn man z. B. lesen möchte, haben Geräusche jeglicher Art eine ganz bestimmte Wirkung und sind Störfaktor“, weiß Prof. Dr. Brigitte Schulte-Fortkamp aus dem Fachbereich Psychoakustik und Lärmwirkung an der Technischen Universität Berlin. Bei der Erklärung von Lärm geht es also um Erwünschtes und Unerwünschtes. Dies muss nicht einmal unbedingt laut sein oder klar definiert. Lärm ist ein komplexes Phänomen aus einer Vielzahl psychologischer Bewertungsprozesse. Viel mehr also als nur das bisschen Ohrensausen an der Straßenkreuzung.

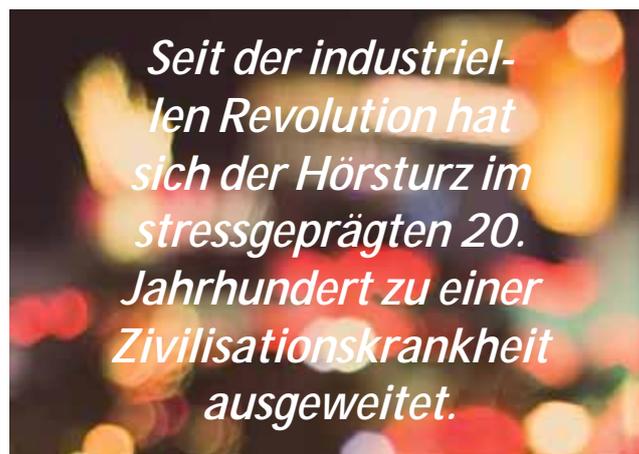


*Von Natur aus gibt es keinen Lärm.  
Er entsteht erst in unserem Kopf.*

Lärm ist immer auch abhängig von der eigenen Sozialisation. Wer auf dem ruhigen Land aufgewachsen ist, verbindet die klingenden Kirchturmglöckchen mit Kindheits Erinnerung und Heimat, während sich ein ruhebedürftiger Stadtmensch davon ziemlich gestört fühlen kann. Im Italienurlaub nehmen wir die Geräuschkulisse eines Restaurants ganz anders wahr als zu Hause. Sie ist dann eben kein Lärm, sondern Teil des Lebens und Ausdruck von Spaß und Lebensfreude.

Eine manchmal auch positive Haltung gegenüber Lärm von Maschinen und Robotern ist in unseren Köpfen psychoakustisch verankert und geht zurück auf die Anfänge der Alltagsmechanisierung. Damals herrschte die Meinung, Lärm bedeute Leistung, und Leistung wurde mit Produktivität und Prosperität gleichgesetzt. Erst heute, nachdem Ärzte, Psychologen und Wissenschaftler vermehrt hellhörig werden, betrachtet man Lärm kritisch. Nicht nur, ob ein Geräusch in eine Situation passt oder nicht passt, entscheidet also darüber, ob wir etwas als Lärm empfinden, sondern auch der Zeitgeist, das Fühlen und Denken einer Epoche. Während der frühen Industrialisierung entstanden Geräusche, die zuvor im wahrsten Sinne des Wortes unerhört waren. Gigantische Maschinen, deren Rattern und Stampfen Fabrikhallen und ganze Stadtviertel erfüllten. Was heute als extremer Lärm empfunden würde, z. B. das unaufhörliche Rattern der Riesenwebstühle, wurde damals eben nicht als besonders störend empfunden, sondern als positiver Klang des Fortschritts, als etwas, das die Gesellschaft voranbrachte und sich dabei deutlich Gehör verschaffte.

Seit der industriellen Revolution als Kesselmacherkrankheit bekannt, hat sich der Hörsturz als Folge von Überlastung im stressgeprägten 20. Jahrhundert zu einer Zivilisationskrankheit ausgeweitet. In der damaligen Arbeiter- und Unterschicht war Lärm nicht nur eine notwendige Begleiterscheinung des Fortschritts. Die Unempfindlichkeit gegenüber lauten und vielleicht störenden Klängen war auch ein Beweis von Männlichkeit und Kraft. Was aber tun, wenn sich der Zeitgeist ändert? Wenn Interessen und Kulturen aufeinanderprallen?



Wenn der eine laut sein will oder muss und der andere Ruhe möchte? Wie kann man sich wehren gegen etwas, das nicht greifbar ist?

Eine der ersten aufgezeichneten Lärm-Initiativen überhaupt gab es im London der 1860er Jahre. Einige Intellektuelle, darunter Bekanntheiten wie Charles Dickens, wollten ein Gesetz initiieren, das die Drehorgelspieler und deutsche Blaskapellen auf Londons Straßen verbieten sollte. In Deutschland gründete sich der erste Antilärm-Verein erst 1908 (s. „Unerhört“, S. 5). Interessanterweise störten sich dessen Mitglieder auch schon am zunehmenden Verkehrslärm (es wurde langsam von Pferdeverkehr auf elektrische Straßenbahnen und Automobile umgestellt). Vor allem aber ging es den Mitgliedern um den Kampf gegen die Geräusche ihrer Mitmenschen. Ein immer wieder aufkommendes Thema war das Klavierspiel im Mietshaus der Nachbarn oder das Musizieren ganz generell. In ihrer witzig betitelten Vereinszeitschrift „Der Antirüpel“ wurde auch heftig gewettert gegen den Milchmann mit seinen Kannen. Mit Beginn des Ersten Weltkrieges endete die Arbeit des ersten Deutschen Antilärm-Vereins dann aber abrupt. Es gab schlimmere Klänge als das Klavierspiel und Gestöhne des Nachbarn, denn Kanonenschläge und Maschinengewehrfeuer überdeckten jede Form von Diskussion.

Obwohl Lärm seit jeher viele Menschen bewegt, plagt und stresst, hat er es in Europa erst Mitte der 90er Jahre auf die po-

litische Agenda geschafft. 2002 wurde die „Umgebungsrichtlinie“ eingeführt, ein gemeinsamer Ansatz aller EU-Länder, die Lärmbelastung zu senken. In den letzten Jahrzehnten veröffentlichten Wissenschaftler dazu immer mehr Lärmstudien. Heute gibt es hochspezialisierte Hörschutzfilter für Musiker, Geräte zu aktiver Schallbekämpfung und schallschutzoptimierte Kindergärten. Das Bewusstsein der Menschen dafür steigt, obwohl man die Folgen der Belastungen meist erst merkt, wenn es zu spät ist. Und der Lärm an sich wird ständig mehr.

Lärm ist nicht nur stetes Hintergrundrauschen, sondern entwickelt eine eigenständige, großräumige Dynamik. Flutwellen gleich strömt Lärm durch den Stadtraum. Flutmaxima am Tag und Ebbe in der Nacht. Gerade dann sollten wir unseren Ohren möglichst viel Ruhe gönnen. Lärm ist ein Thema, das an Wichtigkeit nicht verlieren darf. Denn für die meisten (nicht nur jungen) Menschen, ist gutes Gehör eine Selbstverständlichkeit – bis sie es verlieren.

Roland Kolb

# *RUHE*



# *IM KIRCHLICHEN RAUM*

**Die Kirche ist ein Ort der Stille. Oder etwa doch nicht? Wie ruhig ist es dort wirklich? Wir haben drei Mitglieder unterschiedlicher christlicher Gemeinden befragt, welche Rolle die Ruhe in ihren Kirchen spielt – und welche die Musik.**

***Ihr seid alle drei in unterschiedlichen Ausprägungen des Christentums zuhause, daher erst einmal eine grundlegende Frage: In welcher Gemeinde seid ihr Mitglied, und was für Lieder werden bei euch wie gesungen?***

*Katharina Meyer:* Ich bin Mitglied in der Adventgemeinde Verden. Bis vor Kurzem hatten wir dort das Gesangbuch „Wir loben Gott“, aber jetzt haben wir in unserer Gemeinde ein eigenes Gesangbuch. Zusätzlich benutzen wir Liedermappen, in denen die Liedauswahl immer mal wieder verändert wird. Da sind auch Lieder drin, die von der Wortwahl und der Melodieführung her etwas moderner sind, sodass für Jung und Alt etwas dabei ist. Begleitet wird die Musik in unserer kleinen Gemeinde nur durch Orgel und Klavier, weil uns einfach die Mittel und der Platz für etwas Größeres fehlen. Aber in größeren Gemeinden wie z.B. in Hannover ist es nicht unüblich, dass eine eigene Band spielt. Dort gibt es auch sogenannte Lobpreisteile in den Gottesdiensten, in denen noch modernere Lieder gesungen werden. Da wir eine relativ starke Gemeinschaft haben, kennt auch jeder die Lieder, sodass wirklich alle mitsingen. Bei uns ist es daher vielleicht etwas lauter als in Landeskirchen. Wir schreien jetzt auch nicht, aber die Botschaft kommt schon an. (*lacht*)

*Anke Neemeyer:* Ich bin in der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde St. Pankratius in Burgdorf. Wir benutzen das evangelische Gesangbuch und dazu die „Lebensweisen“. Das ist ein Liederheft, in dem ein wenig modernere Lieder stehen. Begleitet werden wir meistens von der Orgel oder manchmal auch von Klavier oder Gitarre. Es gibt aber auch einen Posaunenchor und eine Kantorei. Pro Gottesdienst singen wir ungefähr fünf Lieder, die Gemeinde singt sitzend mit. Bei uns geht es also eher etwas ruhiger zu.

*Mara Duisenberg:* Ich bin Mitglied einer freien Pfingstgemeinde. Wir singen dort

eigene Lieder der Kirche, die aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt wurden. Die Band spielt dabei in voller Besetzung, also mit Drums, Bass, E-Gitarre, Keys, manchmal Geige, oft – vor allem abends – auch mit Tracks. Bei uns wird generell viel gesungen, für eine Kirche ist es daher deutlich lauter, als man es wohl erwarten würde.

***Wie ihr welche Lieder singt, scheint also tatsächlich ziemlich unterschiedlich zu sein. Was bedeuten euch denn diese Lieder und die Art, wie sie gesungen werden?***

*K.M.:* Mir macht es einfach Spaß, diese Lieder mit allen zusammen zu singen – im Gottesdienst oder auch im Chor der Gemeinde. Was sie mir geben, ist also Freude und, naja, Hoffnung wäre zu viel gesagt, aber es geht schon so in diese Richtung. Im Allgemeinen geht es mir dabei aber vor allem um die Aussage, die in den Texten steckt. Da ist es egal, ob man laut oder leise, mit großer Band oder nur mit Klavier singt. Aber die Musik sollte zum Text passen. Wenn ein Text z.B. eher provokativ ist, spricht ja auch nichts gegen eine modernere Vertonung, die sogar in Richtung Popmusik gehen kann. Aber man muss eben immer bedenken, dass auch ältere Menschen der Gemeinde angehören. Die könnten mit so einer modernen, lauten „Happy Church“ vielleicht nicht so viel anfangen.

*A.N.:* Mir geht es bei vielen Liedern auch um den Text, wobei ich finde, dass die Lieder auch einfach so guttun, weil sie einem schon sehr lange, in meinem Fall seit der Konfirmandenzeit, vertraut sind. Da kann man beim Mitsingen einfach die Gedanken schweifen lassen und zur Ruhe kommen. Die neueren Lieder aus den „Lebensweisen“ gefallen mir aber auch. Die sind etwas schwungvoller, das ist mal etwas anderes.

*M.D.:* Für mich persönlich sind die Lieder ein moderner Ausdruck der Anbetung. Ich singe sie gern, und man kennt und versteht die Texte. Sie beziehen sich auf die Bibel

und sind eine kreative Antwort auf Gottes Liebe zu uns Menschen.

***In welchem Raum finden denn eure Gottesdienste statt, und was bedeutet er euch? Singt ihr die Kirchenlieder auch zuhause?***

*K.M.:* Wir haben meistens keine klassischen Kirchen, wie man sie kennt. Die meisten adventistischen Gemeinden treffen sich in großen Gemeindesälen. Dort grenzen oft noch weitere, kleinere Räume an, weil es vor unseren Gottesdiensten auch „Gesprächsteile“ gibt, in denen z.B. alle Jugendlichen eine Gesprächsrunde bilden und die Erwachsenen eine andere. Jede Gruppe ist dann in einem anderen Raum, und der Ablauf wird entsprechend angepasst, sodass die Kinder eben z.B. Kinderlieder singen. Das ist dann noch etwas ruhiger und vertrauter als der große Gottesdienst. Der Gemeindesaal an sich bedeutet mir nicht wirklich etwas, außer dass er eine gute Akustik hat und die Musik dadurch einfach besser klingt. Und dass man mit so vielen Leuten zusammen singt. Aber ich singe die Lieder auch zuhause.

*A.N.:* Unsere Gottesdienste finden in einer klassischen Kirche statt. Die Kirchenlieder singe ich zuhause eigentlich nicht, einfach weil ich sie nicht auswendig kann. Und ich hole auch nicht extra das Gesangbuch raus, nur um zu singen. Die einzelnen Strophen, die ich im Kopf habe, können mir auch mal außerhalb der Kirche über die Lippen kommen, aber nur, wenn ich gerade allein und z.B. besonders glücklich oder dankbar bin und Gott diese Dankbarkeit mitteilen möchte. Es kommt aber doch eher selten vor, dass ich Dank mit Gesang ausdrücke.

*M.D.:* Unser Auditorium gleicht einem Konzertsaal, in dem mehrere hundert Menschen Platz finden. Es ist ein Raum, wo die ganze Gemeinde zusammenkommt und in dem man sich zuhause fühlen und in gewisser Weise auch zur Ruhe kommen kann.

Kreatives Licht und ein voller Sound füllen die Halle, und so entsteht einfach eine coole Atmosphäre. Die Songs singe ich auch zuhause. Das ist auch ziemlich einfach, weil es all unsere Lieder auf CD gibt.

**Betet ihr denn auch zuhause, oder braucht ihr dafür zwingend den kirchlichen Raum, um zur Ruhe zu kommen?**

**K.M.:** Ja, ich bete und singe zuhause, allerdings nur ganz allein für mich.

**A.N.:** Ich bete auf jeden Fall auch zuhause. Für ein Gebet brauche ich Ruhe, und die finde ich sowohl in den stillen Phasen im Gottesdienst als auch zuhause. Zum Beten braucht es für mich also nicht zwingend einen kirchlichen Raum, zum Singen aber schon. Beten kann ich auch allein, singen eher nicht, weil ich nicht wirklich musikalisch bin. (lacht)

**M.D.:** Gebet ist nicht örtlich gebunden oder begrenzt. Die Lieder sind ebenso wie das Gebet eine Form der Kommunikation mit Gott. Wenn ich allein singe, suche ich mir wahrscheinlich automatisch einen ruhigen Ort, also z.B. mein Zimmer. Ich singe sie aber auch gerne auf dem Fahrrad. (lacht) Da ich mir die Songs überall anhören kann, brauche ich dafür nicht zwingend einen festen Raum. Allerdings birgt er eine große Kraft, und es bringt auch einfach Spaß, zusammen in der Gemeinde zu singen und zu Gott zu beten.

**Geht es euch denn beim Singen nur darum, überhaupt einen Raum zu haben, oder muss es genau so einer sein?**

**K.M.:** Mir ist das echt egal. Ich finde einfach das Zusammenkommen und die Akustik toll. Das verleiht einem nochmal ein ganz

anderes Gefühl als zuhause. Aber in welchem Raum man das hat, ist mir letztlich egal. Ich komme zur Ruhe, wenn ich mit meiner Gemeinde singen und beten kann. Egal, wo.

**A.N.:** Für mich passen alte Choräle mit Orgelbegleitung schon am besten in eine traditionelle Kirche. Aber andere christliche Lieder, z.B. mit Gitarrenbegleitung, gehen für mich auch in anderen Räumen oder am Lagerfeuer. Wichtig ist, dass ich sie mit anderen Christen zusammen singe, dass man zusammen Gott lobt und eine Gemeinschaft erlebt. Ich käme definitiv nicht auf die Idee, mir allein zuhause eine CD mit Orgelmusik aufzulegen. Für mich ist die Kirche auf jeden Fall ein Ort der Stille. Hier kann ich abschalten, beten, singen und zur Ruhe kommen.

**M.D.:** In unseren Gottesdiensten wird sehr viel Wert darauf gelegt, dass man sich in dem Raum wohlfühlen kann. Das erleichtert es den Menschen, Ruhe zu finden und sich ganz auf den Gottesdienst zu konzentrieren. Außerdem werden unsere Gottesdienste gefilmt und u.a. in das Nebenzimmer gestreamt, in dem Eltern mit kleinen Babys sitzen können, denen es drinnen zu laut ist. Durch Licht, kreative Backgrounds und gute Kameraführung und Sound ist das technische Niveau sehr hoch und der Raum sehr besonders. Die Technik ist allerdings gut in den Raum eingebettet, sodass es nicht plötzlich komisch aussieht, sobald das Licht hell wird. Auf alles wird geachtet, und das macht es wiederum sehr spannend, weshalb ich genau so einen Raum nicht missen möchte. Das ist wohl etwas, was uns alle drei verbindet. Wir können in unseren Räumen Ruhe finden, Gemeinschaft erleben, singen und uns einfach fallen lassen. Eine klassische Kirche oder eben so ein speziell designer Raum, wie bei uns, trägt dazu natürlich in hohem Maße bei, weshalb es nicht das Gleiche wäre, alles in einen „normalen“ Raum zu verlegen. Der kirchliche Raum ist nun einmal etwas Besonderes.

Das Gespräch führte Sara Kuhlitz



**Genossenschaftliche Beratung ist**

# Beratung auf Augenhöhe.

**Jeder Mensch hat etwas, das ihn antreibt.**

Hier ist Ihre Chance.



Verständlich, glaubwürdig, ehrlich – die Finanzberatung, die erst zuhört und dann berät.  
[www.hannoversche-volksbank.de](http://www.hannoversche-volksbank.de)



#### BILDNACHWEIS

Titel:	Christoph Kastrop / Lara Sagen
S. 4:	Maike Helbig
S. 8, 26, 35-37:	Lara Sagen
S. 9, 34:	Zsófia Timár
S. 10-13:	Sara Kuhlitz
S. 14:	lizenzfrei
S. 17-19:	lizenzfrei
S. 20:	Katharina Bock
S. 23:	Daniel Herrmann (Photovision)
S. 24:	lizenzfrei
S. 25:	lizenzfrei
S. 28:	lizenzfrei
S. 30-31:	Vladimir Szynajowski
S. 32:	<a href="https://pixabay.com/de">https://pixabay.com/de</a>
S. 38:	Katharina Bock
S. 39:	Pressefoto
S. 40-41:	Sandra Ludewig
S. 42:	lizenzfrei
S. 45-47:	lizenzfrei
S. 48:	lizenzfrei

PRÄSENT:

KUNST IN BRIEFEN

# ZWISCHEN

VON NIKI DE SAINT PHALLE

# DEN

BIS JOSEPH BEUYS

# ZEILEN

10. MAI – 27. AUGUST 2017



## SPRENGEL MUSEUM HANNOVER

Kurt-Schwitters-Platz 30169 Hannover [www.sprengel-museum.de](http://www.sprengel-museum.de)  
Dienstag 10–20 Uhr Mittwoch bis Sonntag 10–18 Uhr Montag geschlossen

Eine Institution der  
Landschaftshilfe



Gefördert durch



Gefördert durch  
Deutsche Bank



# DER SCHLÜSSEL ZUM GLÜCK.

